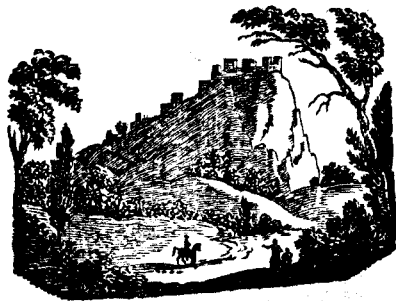


Das
Bild in Deinach.

~~~~~  
Eine Erzählung  
für  
Christen-Kinder  
vom

Verfasser des „armen Heinrich.“



---

Stuttgart,  
bey Joh. Friedr. Steinkopf.  
1 8 3 3.



## W o r r e d e.

Liebe Kinder! Ich will euch wieder eine Geschichte erzählen; ob sie euch aber gefallen wird, weiß ich nicht. Ich wollte es gern noch besser machen, wenn ich könnte. Indessen hat es mich gefreut, von Mehreren unter euch Briefe zu erhalten, aus welchen ich sehe, daß ihr diese Büchlein gern leset, und auch Etwas davon behaltet. Vielleicht sind aber auch Einige unter euch, die nur lesen, und dann wieder vergessen; denen zu lieb will ich hier ein paar von diesen Briefen hersehen, damit sie sehen, daß es nicht Alle so machen:

### Erster Brief.

Lieber Herr —! Wir haben die Setma, das türkische Mädchen, gelesen, und es hat uns so viele Freude gemacht, daß wir Ihnen dafür recht herzlich danken wollen. Wir haben diesen Nachmittag gesagt, daß der Herr — sehr freundlich mit uns ist, und es ist wahr, daß Sie es sind: denn man kann den Kindern

nicht mehr Freude machen, als wenn man ihnen so schöne große Geschichten erzählt. Ich bitte Sie, das nächste Jahr wieder so eine Geschichte zu erzählen.

Ihre Freundin Laura.

### Zweiter Brief.

Lieber Herr —! Wir haben heute Nachmittag die Geschichte der Setma, oder des türkischen Mädchens, die uns sehr gefallen hat, gelesen. Wir bitten Sie, daß Sie wieder eine so schöne Geschichte schreiben als dieses Mal: denn man kann viel Gutes von der Setma lernen. Ich habe dieses Büchlein zum Neujahr bekommen, und mein Lehrer schrieb auf das Innwendige der Decke:

Dies Büchlein ist dein;

Blicke forschend hinein,

Und lerne dich Gottes, des Heilandes, freun.

Es gefiel mir, daß die Setma den Rath des Herrn Pfarrers Roth in Möttilingen sogleich befolgte. Aber es gefiel mir auch von dem kleinen Theodor, als er seinem Vater sagte: „Nicht wahr, Vater, die Sonne ist so früh aufgestanden, um Dir auf dem Wege nach Wildbad zu leuchten?“

Ihr kleiner Freund Achilles —

### Dritter Brief.

Lieber Herr —! Wir haben die schöne Geschichte der Setma gelesen, und ich habe daraus gesehen, daß Sie uns Alle lieben, weil

Sie uns so schöne Geschichten zu lesen geben; und ich wünsche recht, daß Sie uns künftiges Jahr wieder so eine schöne Geschichte erzählen möchten. Ich danke Ihnen für diese Geschichte, auch für den armen Heinrich und für alle andern Büchlein, die Sie uns zu lesen gegeben haben, recht von Herzen. Was mir aber besonders gefallen hat, ist das, daß die Setma sich so bald bekehrte. Und auch die Geschichte der zwey Knaben mit der Bibel. Und die Geschichte des Cyrillus. Ich dachte dabei, wie ich das las, daß nicht viele Kinder das Alles anhaltren können, was dieses Kind ausgehalten hat. Die Geschichte des Eliza hat mich auch recht erfreut: denn wir haben alle Mittwoch und Sonnabend biblische Geschichte bey meinem Onkel, und da haben wir diese Geschichte auch gehabt. Ich habe Sie zwar noch nie gesehen, und habe noch nicht viel von Ihnen gehört, als daß Sie diese Büchlein geschrieben haben; aber ich glaube doch, daß Sie meinen Dank annehmen werden. Gott gebe, daß Sie noch lange leben, und uns noch mehr erzählen können!

Ihre Freundin Amalie —

Nun, liebe Kinder, ich danke euch auch für eure Briefe, da ich nicht Jedem besonders antworten kann. Solche Aeußerungen machen mich allemal froh, weil ich an denselben erkennen

darf, daß ich nicht ganz vergeblich für die Kinderwelt arbeite, welcher ein großer Theil meiner Zeit gewidmet ist. Möchtet ihr es doch Alle so machen wie Setma, d. h. euch bald bekehren: denn an solchen Kindern hat der Heiland ein besonderes Wohlgefallen. Um das ist mir's auch mit meinen Büchlein hauptsächlich bey euch zu thun. Ich möchte euch nicht bloß durch die unterhaltenden Geschichten ein kurzes Vergnügen machen, sondern dazu helfen, daß ihr zu dem rechten Kinderfreunde gienget, der euch noch viel mehr lieb hat als ich, und daß ihr durch Ihn selbige Kinder würdet. Wie glücklich wäre ich, wenn bey einem und dem andern von euch durch diese Büchlein diese Absicht erreicht würde! —

Lebet wohl! Es grüßt euch Alle mit herzlichster Liebe

Euer aufrichtiger Freund,

der Verfasser.

... I.  
... Längs dem Feinen Nagold-Flusse, der den Schwarzwald von dem sogenannten Gäu scheidet, zieht sich die Straße von Nagold über Wildberg nach Gelnhausen und Liebenzell durch ein enges tiefes Thal, dessen beständigen Krümmungen nur der rüßige Fußwanderer ausweichen kann. Auf beiden Seiten des Flusses reihen sich schöne Hügelketten hin, großen Theils bis in's Thal herab mit reichen Wäldern von Kiefer und Weißtannen bekleidet, aus welchen hier und da das hellere Grün der Birke schimmert. Auf der linken Seite ist das Gebirge von mehreren Seitenthälern durchschnitten, durch welche Forellenbäche herab-

riefeln. Durch eines von diesen Seitenthälern will ich euch dieß Mal hinaufführen, denn ich weiß den Weg, und bin ihn manchmal gegangen. Eine Stunde südwärts von Calw, nahe bey den sparsamen Trümmern der alten Burgen Waldack und Horneck, scheidet sich der Weg, und eine schön geebnete Straße zieht sich links durch ein schmales walddreiches Thal, längs dem kleinen Leinach-Flüßchen, das eigentlich nur ein Bächlein ist, hinauf. Da gleich an der Straße bemerket ihr die schönen grünen und blauen Steine, mit welchen sie beschüttet ist. Sehet sie einmal genauer an. Ich habe hier ein schönes Stück mit Kupferlasur und etwas Fahlerz, auch einige Spuren von Malachit. Ihr möchtet gern wissen, woher diese Steine kommen, und ich will's euch sagen. Eine halbe Stunde weiter den Fluß hinauf öffnet sich ein anderes Seitenthal, durch welches der

Ziegelbach herabkommt. In diesem Thale befindet sich ein ehemaliges Kupfer- und Silber-Bergwerk mit immer noch brauchbaren Stollen und Schächten, das aber wegen geringer Ausbeute schon längere Zeit eingegangen ist. Von dorthier kommen diese Steine. Wenn ihr einmal zu mir kommet, will ich euch einen schönen zeigen. Jetzt gehen wir weiter das Thal hinauf. Sehet ihr dort oben auf dem hohen waldigen Hügel die schöne Burgruine mit dem gewaltigen viereckigten Thurm? Das ist die Burg von Zavelstein. Hinter der Burg liegt das kleine Städtchen mit einem einzigen Thor, und nicht mehr als vierthalhundert Seelen, das aber dennoch ehemals Sitz und Stimme auf den Landtagen hatte. Stadt und Amt kamen im Jahr 1365 an Württemberg, und der letzte Besizer der Burg war ein Herr v. Bouwinghausen, der sie im Jahr 1710 an den Herzog

Eberhard Ludwig verkaufte. Hieber  
 flüchtete sich 1367 Graf Eberhard der  
 Greiner, als ihn seine Feinde in Wildbald  
 gefangen nehmen wollten. Die große statt-  
 liche Burg wurde im Jahr 1692, wie  
 Calw und Hirsau, von den Franzosen zer-  
 stört, und steht seitdem in ihren Trüm-  
 mern da. Auf der Plattform des gut er-  
 haltenen Thurmes, dessen Mauern sieben  
 Fuß Dicke haben, genießt man eine weite  
 Aussicht, und einige Forchen, als ob's ih-  
 ren Wurzeln auf den Berghöhen zu tief ge-  
 wesen wäre, haben sich auch da herauf  
 gemacht, und wachsen mitten aus den Stei-  
 nen heraus. Die Leiden da oben keinen  
 Mangel an Licht und Luft. Indessen  
 Indessen haben wir eine starke halbe  
 Stunde im Thal zurückgelegt, und da  
 liegt vor uns, am Fuß des Berges, der  
 die große Mauerkrone aufhat, ein kleines  
 niedliches Dörfchen, Deinaach, oder auch

Deinaach genannt. Hier ist ein Gesund-  
 brunnen, der jedes Jahr eine ziemliche An-  
 zahl Kurgäste herbenzieht, die sein Wasser  
 trinken oder auch darin baden. Viele tau-  
 send Krüge werden jährlich von diesem  
 Brunnen gefüllt, und nach allen Richtun-  
 gen verschickt. Da ist ein Schloß zum  
 Gebrauch der königlichen Familie, und eine  
 Kirche, welche Herzog Eberhard III. im  
 Jahr 1662 erbaut. Zu schön, obgleich  
 etwas beschwerlichen, Spaziergängen laden  
 die umherliegenden Berge von allen Sei-  
 ten ein. Von den auf denselben gelager-  
 ten Orten, Summenhart, Zabelstein, Ab-  
 thenbach, Emberg, Schmich, Liebelsberg,  
 Bulach, ist keines über eine Stunde ent-  
 fernt, und wenn die Bergwege zu steil sind,  
 der reitet auf der lastbaren Eselin, oder  
 geht durch den Lindengang das Thal hin-  
 auf der Glasmühle zu, oder das Thal  
 hinab durch die Reihe von Vogelbeer- und

Berchenbäumen nach dem Waldecker Hof oder nach Kentheim, wo eine sehr alte Kapelle ist. Offene und bedeckte Ruhebänke sind auch hie und da angebracht; überhaupt der Bequemlichkeit und des Genusses so viel oder noch etwas mehr, als ein kranker Kurgast ertragen mag.

So hab' ich auch denn den Ort und seine Umgebungen beschrieben, wo ihr dieß Mal zwei Knaben kennen lernet, von denen der eine Theodor heißt, der andere Benjamin. Dieser war dreizehn Jahre alt, jener zwölfs. Sie waren da in Deinach zusammengetroffen, ohne daß Einer den Andern vorher gekannt hätte: denn Theodor's Vater war ein Schweizer, Benjamin aber war mit seiner Mutter aus Dresden gekommen. Die beiden Knaben kamen bald in nähere Bekanntschaft, wie denn überhaupt unter Kindern viel leichter Verbindungen geschlossen werden, weil da

so viele Rücksichten wegfallen, die zwischen Erwachsenen eine Scheidewand bilden; zudem waren sie die Einzigen ihres Alters, welche hier zu finden waren, und Gesellschaft wollen nun einmal die Kinder haben. Theodor und Benjamin brachten fast den ganzen Tag mit einander zu; sie giengen zusammen spazieren, besuchten alle Berge und Thäler der Nachbarschaft, und machten sich mit allen ihren Merkwürdigkeiten bekannt. In den Wäldern fanden sie unter andern Blumen die Gentianen und Orchiden; da blühten die schönen rothen Glocken der prächtigen digitalis, und in den Rinnsalen der Waldbäche fanden sie hie und da schon die wilde Balsamine mit ihren wunderlichen Samentapseln. Da wurde gleich das Federmesser gezogen, und die schöne Blume zerlegt; da wurde untersucht: wie viel Staubfäden und Staubbeutel? in welche Klasse gehört sie? und

sie bedauerten manchmal nur, daß keiner ihrer Lehrer da war, der hätte entscheiden können, wenn sie über etwas nicht einig werden konnten. Doch muß ich sagen, daß Theodor mehr Freude an solchen Untersuchungen hatte als Benjamin. Dieser legte sich lieber in's Gras, und hielt die Stengel einer Balsamine gegen die Sonne, und sagte: „Sieh einmal, Theodor, wie durchsichtig, als ob's von Meißener Porzellan gemacht wäre!“ Wollte Theodor eine Blume zerschneiden, so bat Benjamin alle Mal um Pardon für sie: „Was hat sie dir denn gethan, daß du sie so massakriren willst?“ — „Wunderlicher Mensch!“ — sagte dann Theodor — „der Blume thut's ja nicht weh, sie hat keine Empfindung.“ — „Ey, sag' das nicht“ — antwortete Benjamin — „siehst du nicht, wie die Samenkapsel der Balsamine gleich Convulsionen

kriegt, wenn man sie berührt, und sie heißt ja deswegen auch *Impatiens noli me tangere*\*)! Uebrigens sagt Paulus, der Apostel, daß die ganze Natur sich sehne und seufze, also muß sie doch auch Empfindung haben.“

Theodor: Das ist gewiß anders gemeint. Wenn man die Dinge in der Natur nicht untersuchen dürfte, so würde man sie ja nicht kennen lernen.

Benjamin: So dürfte man dann auch die kleinen und großen Thierchen lebendig von einander schneiden, um sie zu untersuchen? Weißt du nicht, wie es Leibniz machte, wie er das kleine Insekt wieder auf das Baumblatt setzte, nachdem er es mit seinem Mikroskop nach allen Seiten betrachtet hatte?

Theod. Die ganze Natur, leblose und lebendige Wesen, ist einmal um des

---

\*) Zu deutsch: „Ungebuldiger, wolle mich nicht berühren.“



Menschen willen da, und er kann sie also auch ganz zu seinen Zwecken benutzen.

Benj. Wohl; doch heißt es in der Bibel: „der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes“; und Gott selbst hatte mit den vielen Thieren Mitleiden, die in Ninive umkommen sollten, wie es in der Geschichte des Propheten Jonas steht.

Hier wurden sie von Spaziergängern unterbrochen, und das Gespräch hörte auf.

Benjamin war von Kindheit auf ein gemüthlicher, empfindsamer Knabe gewesen, der oft Stunden lang bey den Blümchen auf der Wiese saß, und mit seiner lebhaften Einbildungskraft die kleine Welt um sich her bevölkerte und anbaute. Jeden Maulwürfhügel sah er als einen Berg an, und das um so mehr, als er in einer ganz flachen Gegend nahe bey Leipzig wohnte, wo das ganze Jahr hindurch keine Berge hinkommen, und wo es Leute gibt, die siebenzig Jahre alt werden und sterben,

ohne in ihrem ganzen Leben ein Mal einen andern Berg gesehen zu haben, als etwa den Berg Morijah in Hübner's Bilderbibel. Jede Ameise, jeder Schmetterling, machte ihm Gedanken; das Wächlein, dessen Breite er mit einem Schritte messen konnte, betrachtete er wie einen Strom, und saß oft lange auf dem kleinen Brett, das darüber gelegt war, im Stillen darüber nachsinnend, ob wohl die Schiffe, wenn sie den Strom heraufführen, auch unter der Brücke würden durchkommen können. Ob er gleich lernte, was ihm aufgegeben wurde, so war er doch kein sonderlicher Freund von Büchern, außer wenn Bilder darin waren, die liebte er außerordentlich. Sonst war ihm der Anblick der schönsten freien Natur viel lieber als Alles, was er aus Büchern lernen konnte, und er pflegte zu sagen: „die Werke der Schöpfung kommen aus der Hand Gottes, die Bücher sind von den Menschen gemacht.“ Es ver-

steht sich, daß er mit der Bibel eine Ausnahme machte. Diese war ihm nicht bloß lieber als alle andern Bücher, sondern als er ansah, etwas darin zu verstehen, gewann er sie auch lieber als die Werke in der Natur. Denn diese kann uns nichts vom Heiland sagen; den lernen wir nur durch die heilige Schrift kennen, und für ein gutartiges Kind kann es ja keine größere Freude geben, als mit dem Heiland und Seiner Geschichte bekannt zu werden. Benjamin war deswegen auch mit der Bibel wohl vertraut, und der Vater konnte ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn er ihm von dem gelobten Lande oder von Aegypten und anderen Ländern und Völkern erzählte, von welchen in der heiligen Schrift die Rede ist. Darüber vergaß er Essen und Trinken und Schlafen. Als ihm der Vater einmal auf Weihnachten einen großen Kasten schenkte, in wel-

chem die Hirten zu Bethlehem auf dem Felde mit ihrer Heerde, und der Stall, in dem das Kindlein Jesus geboren wurde, in kleinen hölzernen Figuren abgebildet waren, so machte ihm das unbeschreibliche Freude, und er ließ darüber alles Andere stehen. — Als ihn in seinem zwölften Jahre seine Schwester einmal fragte: „Warum haben denn die Zwiebeln einen so scharfen Geruch, der einem die hellen Thränen aus den Augen heraustreibt?“ — so war er gleich mit einer Antwort bereit. „Sieh, Marielchen“ — sagte er — „das will ich dir erklären. Wie unsere Urur-Großmutter Eva von dem verbotenen Baume gegessen hatte, und nun merkte, daß sie sich so sehr vergangen habe, so wurde sie sehr traurig, und fieng an, bittere Thränen zu weinen. Das erste Mal nun, daß sie wieder hungrig wurde und essen wollte, zog sie eine Zwiebel aus

dem Boden, und stürzte sie mit dem Messer zerschneiden haben, wenn sie eins gehabt hätte. Die Zähne mußten also den Dienst versehen. Unter dem Essen aber fiel es ihr natürlich ein, wie die Frucht von dem verbotenen Baume sie so unglücklich gemacht hatte. Das trieb ihr die Thränen heraus, und die Thränen fielen auf die Zwiebel, und seither hat die Zwiebel so einen scharfen Geschmack.“ — „O nicht wahr, Vater, das ist bloß eine Erdichtung?“ — sagte Marielchen zu dem Vater, der eben hereinkam. — „Freilich!“ — antwortete dieser — „und so war's auch vor Wejartins Genieint. Uebrigens weiß Benjamin wohl, daß die Zwiebeln in Aegypten, wo sie zu Hause sind, nicht so scharf sind wie bey uns, sondern einen angenehmen süßen Geschmack haben.“

Als Benjamin fünf Jahre alt war, sagte er einmal zu seinem Vater, während

derselbe eine Pfeife rauchte: „Was hast du nur an dem Rauchen? Du hast doch nichts daran zu essen, nichts zu trinken, nichts zu athmen, und nichts Schönes zu sehen.“

Ein Jahr später war die Familie einst eines Abends auf dem Zimmer bey'm Thee versammelt. Nach dem Thee gieng der Vater auf seine Stube, und die Mutter besorgte im Hause allerley Geschäfte. Als sie nach einiger Zeit wieder in's Zimmer zurückkam, saß Benjamin, des Vaters Pfeife im Mund, traurig neben seiner Schwester auf dem Sopha, und fiel nun der hereintretenden Mutter weinend um den Hals. Auf ihre Frage: „was weinst du?“ antwortete er: „Ach! ich dachte, als ich so allein im Zimmer seyn mußten, ich habe keine Eltern mehr, und ich sey mit Marielchen, meinem Frauchen, allein in der Welt.“

Theodor hatte eine andere Gemüthsart. Er war ein fleißiger, folgsamer Knabe, aber ernst und nachdenkend. Von Allem wollte er den Grund und den Zweck wissen, Alles berechnen, Alles auf den Nutzen beziehen. Offene Aeußerungen der Empfindung hörte man von ihm nicht; Alles, was er sprach, mußte vorher überlegt seyn. An der Natur hatte er zwar auch Freude; doch weniger wegen ihrer manchfachen Schönheiten, als weil sie seiner unersättlichen Wisbegierde so reichen Stoff darbot. Noch lieber aber waren ihm Bücher, die seinen Hunger nach allem Wissenswerthen befriedigen konnten. Halbe Tage lang konnte er an einem solchen Buche sitzen, und da er ein gutes Gedächtniß hatte, so blieb ihm fast Alles, was er las, eingepägt. Oft mußte man ihn zwey Mal zum Essen rufen, weil er in seinen Büchern so vertieft war. Uebrigens mußte das, was für ihn anziehend seyn

seyn sollte, müßte auch zugleich von irgend einer Seite nützlich seyn. Ein bloßes leeres Wissen, das im Leben keine Anwendung finden kann, genügte ihm nicht. Wenn er z. B. las, daß der König Childerich im fünften Jahrhundert zuerst angefangen habe, die Pferde mit Hufeisen beschlagen zu lassen, so war ihm das ziemlich gleichgültig; als er aber einmal in einem Buche fand, daß Einer ein Pferdefutter erfunden habe, von welchem man für Ein Pferd täglich nicht mehr als drey Flintenkugeln groß brauche, oder als ihm ein Reisender erzählte, daß die sogenannten Galgenbrunnen mit Salz gereinigt werden, so war ihm das so wichtig, daß er es gleich in ein Buch aufschrieb, daß er sich zur Sammlung solcher Merkwürdigkeiten angelegt hatte. Doch darf ich nicht verschweigen, daß er wohl mitunter sein Nachdenken auch auf andere Gegenstände richtete, bey wel-

hen es ihm mehr um das Wissen an und für sich zu thun war. So konnte er Stundenlang in einem Winkel sitzen, und sich den Kopf darüber zerbrechen, wie sich das denken lasse, daß Gott keinen Anfang genommen habe; daß Er vor der Erschaffung der Welt allein gewesen sey, und zwar unsichtbar, und so von Ewigkeit her ohne allen Anfang; was denn gewesen sey, als noch keine Welt gewesen, und dergleichen. Natürlich blieb ihm das ein Räthsel, welches er nicht aufhellen konnte. — In der Bibel las er zwar auch zuweilen, und Manches in derselben war ihm sehr wichtig und angenehm; doch nicht gerade das, was das Wichtigste ist, was dem Herzen wohl thut und die Seele erhebt. Weder von seinen Eltern, noch von seinem Lehrer war Theodor dazu angewiesen worden. Et glaubte, daß das, was in der Bibel steht, Wahrheit sey; aber wie es auch dem eige-

nen Herzen zur Wahrheit werden könne, das blieb ihm verborgen. So war er denn ein unverdorbenes, von Natur gutmüthiger Knabe; aber ein Leben aus Gott war nicht in ihm, und das rechte Herzensgebet kannte er nicht. Als daher Benjamin, der fromme Eltern hatte, und das vertrauliche freie Gebet gewohnt war, ihn einmal fragte: „Betest du auch alle Tage auf den Knien zum lieben Gott, wie der Prophet Daniel?“ so machte Theodor große Augen, und meinte, er bete ja Morgens und Abends sein auswendig gelerntes Gebet, und damit werde es wohl genug seyn. Benjamin erwiderte: „Würde es dir nicht selber sonderbar vorkommen, wenn du am Morgen oder bey Tisch jeden Tag mit denselbigen Worten deinem Vater den Morgengruß oder die Bitte um Fleisch und Brod darbrächtest, wenn du z. B. jeden Morgen sagtest: „Lieber Vater! ich wünsche, du möchtest wohl

geruhet haben, wünsche dir einen guten Tag, und da du weißt, daß ohne Frühstück das Lernen bey mir nicht gehen will, so bitte ich dich um eine Tasse Milch und Brod! — ?

Theod. Das würde freilich sonderbar herauskommen.

Benj. Oder wenn du jeden Abend bey'm Bettgehen zu deinem Vater sagtest: „Lieber Vater, ich bin froh, daß ich dich heute nicht beleidigt habe, und hoffe, es werde morgen auch so gehen!“ und du hättest nun einmal des Vaters Crystallglas zerbrochen, oder den Hund an einen Bettler geheft; könntest du dann auch so sagen?

Theod. Ei, das wäre ja lächerlich.

Benj. Nun siehe, so ist's ja gerade, wenn man jeden Tag dasselbe unwendig gelernte Gebet hersagt. Es muß ja durch die Gewohnheit nach und nach zu einem gedankenlosen Rosenkranz werden,

und unsere Bedürfnisse und Empfindungen sind auch nicht alle Tage gleich. Wenn einem Manne sein Haus verbrannt ist, und vielleicht noch ein Kind dazu, so kann er ja am Abend nicht beten: „Ich danke Dir, Vater, daß Du mich heute vor aller Gefahr und Schaden gnädig bewahret hast.“ Oder wenn ich gefährlich oder schmerzlich krank bin, kann ich Ihm nicht dafür danken, daß Er mich heute abermals gesund erhalten habe.

Theod. Du hast Recht, daran hab' ich noch nicht gedacht. Aber man könnte ja ein Gebetbuch haben, in welchem Gebete für alle möglichen Fälle enthalten wären.

Benj. Allerdings, solche gib's auch; aber warum kannst du denn mit deinem himmlischen Vater nicht eben so gut reden wie mit deinem irdischen? Du schreibst's ja auch nicht vorher auf, wenn du diesen um etwas bitten willst.

Theod. Nun, ich denke, bey Gott komme es doch etwas mehr darauf an, wie man die Worte setzt als bey meinem Vater.

Benj. Glaube das nicht; Gott achtet nicht auf die Worte, sondern auf's Herz, und das, was ich selbst aus eigenem innerem Antrieb bete, kommt doch mehr aus dem Herzen, als was ich aus einem Buche ablese, und wird also auch Gott besser gefallen und wirksamer seyn.

Theod. Glaubst du denn, daß das Gebet etwas wirke?

Benj. Ei, für was sollte man denn sonst beten?

Theod. Wie ich von meinem Lehrer gehört habe, so beten wir nicht deswegen, um durch das Gebet etwas zu erlangen, sondern um Gott unsere Ehrfurcht zu bezeugen, und unser Gemüth durch's Gebet zu erheitern; im Uebrigen aber bleibt Alles, wie es Gott einmal beschlossen hat, und Er

kann um eines Einzelnen willen nicht seinen ganzen Regierungsplan abändern.

Benj. Das fiel mir auch einmal ein, da fragte ich meinen Vater darüber, und der sagte: „Dein Gebet hat ja Gott auch vorher gemußt, und in Seinem Regierungsplan zum Voraus Rücksicht darauf genommen; so daß du also nicht glauben darfst, das Gebet sey vergeblich.“

Theod. Das kann ich noch nicht verstehen.

Benj. Wer probiren kannst du es. Gib dich, versuch's einmal, aus dem Herzen in der Stille zu beten, in deinem Kammerstübchen, oder im Wald, wo dich Niemand sieht. Du glaubst gar nicht, wie es einem bey einem solchen Gebet so wohl zu Muth wird.

Theod. Ich will's einmal versuchen.  
Am folgenden Tag giengen sie wieder mit einander spazieren, auf dem Wege, der nach Martinsmoos führt. Benjamin war

begierig, zu hören, ob Theodor das Beten aus dem Herzen versucht habe. Dieser fieng selbst davon an, und sagte: „Gestern habe ich's probirt, einmal frey mit Gott zu reden, aber ich weiß nicht, um was ich Ihn bitten soll: ich habe ja Alles, was ich brauche.

Benj. Heute hast du es stilllich, aber du weißt ja nicht, wie lange noch. Dein Vater könnte hier sterben, oder deine Mutter zu Hause; oder euer Haus könnte über Nacht wegbrennen; oder du könntest auf einem Spaziergang hier in diesen Bergen Hals und Bein brechen. Alles dieß gibt dir ja Veranlassung genug, um Erhaltung und Bewahrung zu beten. Auch sollen wir Gott um geistliche Güter bitten, um Weisheit, um Demuth, um Liebe. Und da alle Menschen unsere Nächsten sind, für die wir beten sollen wie für uns, — denke nur, wie viel Arme und Elende, Gedrückte und Verlassene gibt es, die unserer Fürbitte

bedürftig sind. Ich meine, da sollte einem der Stoff zum Gebet nicht sogleich ausgehen.

Theod. Du hast Recht; an alles das habe ich nicht gedacht.

Benj. Ja, und gerade das, daß dir nichts fehlt, soll dich zum ernstlichen Dank gegen Gott antreiben, und danken heißt auch beten.

Theod. Ist wahr; aber auch von dem Wohlfeyn, das du mir gerühmt hast, habe ich unter dem Gebet nichts empfunden.

Benj. Das kommt daher, daß du noch nicht recht offen und zutraulich gegen Gott bist. Das geht nicht gleich auf's erste Mal, es will auch gelernt seyn wie alles Gute. Nur das Böse braucht man nicht zu lernen, das geht von selbst.

Theod. Woher kommt doch das?

Benj. Das kommt daher, weil wir ein böses Herz haben von Natur, wie die Bibel sagt.



Ehebd. Du weißt Alles gleich, wie's  
in der Bibel steht. Ich muß doch auch  
mehr in der Bibel lesen.

Benj. Thue das, dann wird auch  
das Beten besser gehen.

Als sie nach Deinath zurückkamen, hör-  
ten sie Musik. Sie fanden auf dem Platz  
hinter dem Schlosse die Badgäste um einen  
geschickten Guitarrespieler versammelt, der  
sie oft durch seine Kunst erheiterte. Er  
spielte und sang folgendes Lied:

Das Grab im Rhein:

Siehst du dort drüben hochgebaut  
Das Schloß im Sonnenschoine,  
Wie ernst es auf die Flurhen schaut,  
Auf die verwaschnen Steine?  
Und siehst du hinter jenam Thor  
Das Eisen hochroth glühen,  
Aus schwarzen Häusern hoch empor  
Die hellen Funken sprühen?  
„Nichts seh' ich als diese mächtigen Wogen  
Im alten grünen Rhein,

Wie sie in hochgewölbtem Bogen  
Sich stürzen über's Gestein.  
Wie sie brausen schneeweiß schäumend,  
Donnern als ein naß Gewitter,  
Steh' ich da bestürzt und träumend  
Vor dem tausendjähr'gen Wunder;  
Hielt' mich nicht das Eisengitter,  
Ach, sie zögen mich hinunter.“

Sieh' das Sommerhaus dort oben  
Freundlich hell am Ufer seh'n,  
Von Gebüsch rings umwoben,  
Kühle Schatten es umweh'n.  
Freude war darin verleben  
Einem frommen Elternpaar:  
Denn sie sahen lieblich blühen  
Ihre munt're Kinderschaar.

Nach der schwülen Mittagshitze,  
Als der Sonne Strahl verschwand,  
Hob der Vater sich vom Sige,  
Schritt hinaus in's Gartenland.  
„Kommet“, ruft er, „kommt ihr Knaben,  
Laßt, so lang die Arbeit ruht,  
In des Rheines Quell uns laben,  
Tauchen in die kühle Fluth!“

Da erklinge's im Mutterherzen  
 Wie zerriff'ner Saiten Ton:  
 „Ach, erspare mir die Schmerzen,  
 Laß mir meinen jüngsten Sohn!“  
 Doch vergeblich ist ihr Flehen;  
 „Grundlos ist die Bangigkeit“ —  
 Spricht der Vater — „laß ihn gehen;  
 Gott bewahret uns auch heut'.“

Drey Mal kehrt der Knabe wieder  
 In der theuren Mutter Arm;  
 Und sie beuget sich hernieder,  
 Herzet ihn mit stillem Harm.  
 Ach, sie fürchtet tiefe Wunden,  
 Ahnt ein schmerzliches Geschick —  
 Sieh', da ist er schnell verschwunden,  
 Und ihm folgt ihr nasser Blick.

Durch die Säle, durch die Pforte  
 Tönt ihr kummervoll  
 Immer noch der Klang der Worte:  
 „Mutter, lebe wohl!“  
 Ruhelos in Schmerz zerflossen  
 Hin und her sie geht,  
 Bis das Herz ihr aufgeschlossen  
 Wurde zum Gebet:

„Vater, nimm aus dem Gemüthe  
 Mir die bange Angst!  
 Nimm das Opfer, ew'ge Güte!  
 Wenn Du es verlangst!  
 Schenk' mir Kräfte, zu ertragen  
 Dieses heiße Weh;  
 Stille selbst der Sehnsucht Klagen!  
 Herr, Dein Will' gesch'eh'!“

Und gestärkt nach solcher Bitte  
 Hebt sie sich empor:  
 Horch! was schallen da für Tritte?  
 Schau! wer tritt hervor?  
 „Sagt mir nichts“ — ruft sie entgegen  
 Mit gefasstem Blick —  
 „Ach, mein Jüngster ist erlegen,  
 Er kehrt nicht zurück!“

Und der Vater ernst gemahnet  
 Zu der Mutter spricht:  
 „Ach! du hättest recht gemahnet,  
 Albert bring' ich nicht.  
 Eh' ich noch mich umgesehen  
 Mit besorgtem Muth,  
 War das Schreckliche geschehen,  
 Lag er in der Fluth.“

„Wie der Wirbel ihn ergriffen,  
 Riß er ihn hinab;  
 Unter tiefen Felsenriffen  
 Grub die Fluth sein Grab.  
 Keines seiner theuren Glieder  
 Durften wir mehr schau'n:  
 Denn die Woge zog ihn nieder  
 In der Tiefe Graun.“

\* \* \*

Schlafe, holder Knabe,  
 Still im feuchten Grabe,  
 Unter dem brausenden Strom,  
 Unter dem leuchtenden Himmelsdom!  
 In den dunkeln Gräften  
 Wie in hellen Lüften  
 Liegst du im liebenden Arm,  
 Wirst an dem himmlischen Herzen warm.  
 Eilet, ihr Wellen, behender,  
 Strömet, ihr Wogen, geschwinder;  
 Wenn einst die letzte verfließt,  
 Albert das Morgenlicht wieder grüßt.

\* \* \*

Und als die Schatten sanken  
 Auf Sommerhauses Dach,  
 Da sah man traurig wanken  
 Die Mutter durch's Gemach.

Ein Jahr war nun verstrichen,  
 Seit ihr der Jüngste fiel:  
 Die Augen wurden trüber,  
 Und Thränen floßen viel.

Still wandelt sie hinunter  
 Zum grünen Ufer hin:  
 „Hier gieng mein Heinrich unter,  
 Hier sank mein Benjamin!“  
 Wo wild die Wogen wallen,  
 Da setzt sie sich hinab,  
 Und helle Zähren fallen  
 Auf des Geliebten Grab.

Und sieh! auf Wolkenwegen  
 Von rosenfarb'nem Duft  
 Schwebt Albert ihr entgegen  
 Hernieder durch die Luft:  
 „O Mutter, laß das Weinen,  
 Ich bin ja selig schon,  
 Und nimm die armen Kleinen  
 Nun auf statt deinem Sohn!“

Das Bildchen war verschwunden,  
 Das Bild in Duft verweht,  
 Die Mutter hat gefunden,  
 Wonach ihr Sehnen geht.

Die Wunde ist geheilet,  
Der Schmerz wird süß und still;  
Der Liebe Sorgfalt eilet,  
Zu thun, wie Jesus will.

„Was für ein munt'res Bldlchen  
Ergehet sich denn dort?“  
Gedenk' an jenes Bldlchen,  
Gedenk' an Alberts Wort!  
Da hat sie angeleget  
Ein freundlich Rettungshaus;  
Da werden sie verpfleget,  
Da geh'n sie ein und aus.

Der Eindruck dieses Liedes auf die Versammlung war unverkennbar, und steigerte sich noch durch die Versicherung des Sängers, daß die Geschichte buchstäblich wahr sey. Ja, liebe Kinder, diese Mutter lebt noch, und ihre Anstalt auch; ich weiß ihren Namen, und wer mich darum fragt, dem sag' ich ihn in's Ohr. — Benjamin nahm von dieser Geschichte Veranlassung, Theo-

dor an ihr Gespräch über die Wirksamkeit des Gebets zu erinnern, und ihn auf das Beispiel dieser Mutter und die Erhebung ihres Gebets hinzuweisen. „Wie schnell ist's um unser Leben geschehen!“ — setzte er hinzu — „wie nöthig haben wir's, um Bewahrung zu beten!“ — Nicht lange stand es an, so mußte Theodor dieß an sich selbst erfahren.

Eine kleine Gesellschaft von Brunnengästen, bey welcher auch Theodor's Vater war, hatte einen Spaziergang nach Röthenbach verabredet.



Dort wurde in einem Bauernhause eingelehrt, Milch und Butterbrod gegessen, und dann über gleichgültige Dinge gesprochen. Die beiden Knaben waren auch dabei. Nach einer Stunde brachen sie auf, um noch die Ruinen von Zavelstein zu besuchen. Theodor war heute besonders munter, und hüpfte immer voran. Während die Andern auf den Thurm stiegen, giengen die beiden Knaben, die schon zwey Mal oben gewesen waren, auf den Trümmern des inneren Burgraums umher, und kletterten über die von den hohen Mauern herabgefallenen Steine. Südwestlich von dem Thurm, wo die Mauer eingefallen und der hundertjährige Schutt am höchsten liegt, stand ein großer wilder Rosenbusch, der ungewöhnlich große rothe Hambutten trug; ich weiß nicht, ob es derselbe ist, der jetzt noch auf der Stelle steht. Theodor, der auf Alles aufmerksam war, wollte den

Strauch näher betrachten, der nur einige Fuß weit von der niedriger liegenden Mauer entfernt steht, von welcher es noch Haus hoch in den tiefen Burggraben hinuntergeht. Theodor war eben damit beschäftigt, einige Hambutten zu pflücken, als er plötzlich auf dem Steinschutt ausgleitete, und das Gleichgewicht verlor. Zum Glück war Benjamin in der Nähe, und wurde es gemahr. Theodor war eben im Begriff, in den Abgrund hinunterzustrizen, als ihn Benjamin schnell am Arme ergriff, sich auf den Boden warf, und sich mit der andern Hand an einem hervorragenden Steine festhielt, um nicht auch mit hinuntergezogen zu werden. Denket euch den Schrecken, welchen Theodor's Vater ergriff, der gerade oben auf dem Thurm stand, und diesen Vorfall mit ansehen mußte: „O Gott! was ist das!“ rief er in der höchsten Angst, und konnte nicht schnell genug

die hundert Stufen der Thurntreppe herabsteigen, um seinen geliebten Sohn in die Arme zu schließen, und sich durch eigenen Anblick zu überzeugen, daß ihm nichts geschehen sey. Sein erstes Wort war: „Du Wagehals! warum nimmst du dich nicht besser in Acht!“ Sein zweites aber: „Gott Lob und Dank, daß ich dich lebend und gesund wieder habe!“ Dann ergoß er sich in Dankfagungen gegen Benjamin, daß er seinem Freunde das Leben gerettet habe, und zog einen goldenen Ring mit einem Herzen von Rubin vom Finger, und sagte zu Benjamin: „Diesen Ring sollst du zum Andenken an diese Stunde aufbewahren, bis du einmal groß genug bist, ihn zu tragen, und kann ich dir späterhin auf irgend eine Art meine Dankbarkeit noch kräftiger beweisen, so werde ich mir eine wahre Freude daraus machen.“ Auch Theodor fiel seinem Benjamin weinend um den Hals,

und schloßzte: „Ach, das werde ich nie vergessen, wie du mit eigener Lebensgefahr mich vom Rande des Todes zurückgezogen hast; aber vergelten werde ich es nie können.“ Benjamin meinte, er hätte nichts Besonderes gethan; das verstehe sich ja von selbst, und Theodor würde im gleichen Falle ihm gewiß eben so beygesprungen seyn. Theodor's Vater ließ seinen Sohn auf dem ganzen Wege bis Deimach nimmer von der Hand, als ob die Gefahr sich jeden Augenblick wiederholen könnte. Der Schrecken war indessen doch so groß gewesen, daß Theodor ein kleines Fieber bekam, und einen ganzen Tag das Bett hüten mußte. Benjamin leistete ihm Gesellschaft, und fragte ihn unter Anderem: „Wahst wahr Theodor, heute wirst du nicht verlegen seyn, was du beten sollst?“ „Gewiß nicht!“ — antwortete Theodor, — „aber jetzt weiß ich auch aus eigener Erfahrung, wie nöthig es

ist, daß man sich jeden Tag in dem bewahrenden Schuß Gottes empfiehlt, und Ihn bittet um Seiner Engel Wacht.

Von da an gieng Theodor jeden Morgen um 5 Uhr allein spazieren, und hatte sein kleines Testament bey sich. Dann suchte er einen stillen ungestörten Ort, setzte sich auf einen Baum, oder an einen Rain,



und las ein Kapitel. Darauf suchte er einen Busch, kniete in's Gras, und betete. Diese Stunden waren ihm sehr lieb, und er steng an, den Segen des Gebets zu erfahren. Wenn er wieder nach Hause kam, und gefrühstückt hatte, dann suchte er sei-

nen Benjamin auf, und sie blieben nun den ganzen übrigen Tag bey einander. Vormittags giengen sie in den Wald, der voll Heidelbeeren stand, setzten sich auf einen abgehauenen Baumstamm, und lasen mit einander aus einem guten Buche, oder sie sangen ein Lied aus Benjamin's Liederbuch, und ließen die Amseln und Lerchen auch mitsingen. Ihr würdet vielleicht gern einige von diesen Liedern hören, und so will ich euch denn etliche abschreiben:

I.

Wer Jesum liebt, der hat es gut,  
Und steht in einer treuen Hut.  
Er findet Waide überall,  
Und wird bewahret vor dem Fall.  
Die Feinde dringen auf ihn an;  
Doch hört der Heiland gleich sein Schrey'n,  
Und kommt herbey, und spricht ein Wort,  
Und alsbald flieh'n die Feinde fort.  
Durch Wolkennächte schwarz und dicht  
Driht immer wieder Sonnenlicht.

Und in den dürftigen Wüsteney'n  
 Sibs's Manna, Wachlein, Brod und Wein.  
 Drum suchet Jesu Fahnen auf;  
 Sein Lauf ist stets ein Siegeslauf:  
 Er schlägt des Feindes Schwerter stumpf,  
 Und führt vom Kampfe zum Triumph.

2.

Mein größter Feind ist in dem Herzen;  
 Die andern Feinde fürcht' ich nicht:  
 Sie machen mir geringe Schmerzen,  
 Weil Redlichkeit durch Alles bricht.  
 Drum hab' ich's immer so gemeint,  
 Im Herzen sey mein größter Feind.

In meinem Herzen wohnt die Lüge,  
 Und sitzt im tieffsten Grunde fest:  
 Selbst wenn ich krank darnieder liege,  
 Mich seine Argheit nicht verläßt.  
 Drum hab' ich's immer so gemeint,  
 Im Herzen sey mein größter Feind.

3.

In der Welt ist Finsterniß  
 Und ihr Pfad ist ungewiß:  
 Nur bey Jesu ist das Licht,  
 Nur bey Jesu irrt man nicht.

Wer

Weg auf Seines Wegers geht,  
 Wer in Seiner Führung steht,  
 Wer auf Seine Augen sieht,  
 — Dem ist heilsam was geschieht:

Jesu's führt die Seelen gut,  
 Hält sie fest in Seiner Hut:  
 Wenn sie Ihm nur recht vertraun,  
 Werden sie das Leben schan'n.

So suchet Ihn allein,  
 Daß Er schenke das Gebeih'n  
 Eurer Arbeit: denn die Welt  
 Hält allein der große Held!

Unter allen guten Stunden,  
 Die der gute Herr uns gibt,  
 Hab' ich keine bessern funden,  
 Als die Stunden, die man nicht

Wo man lebt: kein Freund der Seelen?  
 Der auf Golgatha verschied,  
 Und nach ewigem Erwählen  
 Uns erkor in Sein Gebiet?



Wo man liebt das Land dort oben,  
 Dessen Heimathruf uns winkt;  
 Dessen Schaaren ewig loben,  
 Dessen Wohnung golden blinkt: —

Wo man liebt der Brüder Herzen;  
 Wo man liebet Freund und Feind;  
 Wo das Auge fremde Schmerzen  
 Wie die eigenen beweint.

Ein Kind, das feinst Heiland kennt,  
 Ein Feuer, das für Ihn nur brennt,  
 Ein Herz, das nur nach Ihm begehrt,  
 — Das hat vor Jesu einen Werth.

Ein solches Kind erläßt, En nicht, ja  
 Er führt es immer mehr zum Licht:  
 Wenn es Ihn ruft, so hört Er's gleich,  
 Und schreket ihm kein Hinderniß.

Ein solches Feuer nähret Er, um all  
 Daß es verlosche nimmermehr;  
 Und wenn's auch nun noch glimmen kannt,  
 So bläst Er's immer wieder ab.

Ein solches Herz, von Lieb' erfüllt,  
 Dem wird die Sehnsucht bald gestillt:  
 Es schaut hinauf, der Herr herab;  
 Es wandelt selig bis zum Grab.

6.

Der Heiland kam an einem Morgen  
 Den Weg her von Bethanien,  
 Und, wie dort bey dem Jakobs-Brunnen,  
 So war Er müd' und hungert' Ihn.

Und als Er einmal aufgeblicket,  
 Da sah Er einen Feigenbaum,  
 Der hatte schöne grüne Blätter,  
 Und war ja doch der Frühling kaum.

Der Heiland hoffte, Frucht zu finden,  
 Die noch vom Winter übrig war';  
 Doch als Er auf dem Baume suchte,  
 So fand Er seine Zweige leer.

„Von dir soll Niemand hinfort essen!“  
 So spricht der Herr, und wandert fort;  
 Und als die Jünger wieder kamen,  
 Da war der Feigenbaum verdorrt.

7.

Johannes an dem Jordan stand:  
Die Sünden wurden ihm bekannt,  
Die Sünder in der Fluth getauft;  
Durch's ganze Land sein Name lauft.

Da kommt ein Mann von Nazareth;  
Und wie Er vor Johannes steht,  
Spricht Er zu ihm: „Ich bitte dich,  
Prophet des Höchsten, taufe mich!“

Johannes spricht: „Ich brauchte wohl,  
Daß ich von Dir getauft seyn soll.“  
„Laß jetzt“ — spricht Jesus — „mir es zu,  
Denn mir gebührt auch das dazu.“

So tauft denn Jesusum Sankt Johann:  
Es ist der Himmel aufgethan;  
Es ruft der Vater von dem Thron:  
„Gehorcht Ihm! Dieser ist mein Sohn!“

8.

Als Jesus auferstanden war  
An einem Sonntag frühe,  
Durch Gottes Wirkung wunderbar,  
Da kam zuerst Marie.

Sie blickte in das Grab hinein:  
Er war nicht mehr vorhanden;  
Doch saß ein Engel auf dem Stein,  
Der sprach: „Er ist erstanden!“

Und hinter ihr der Gärtner stand,  
Der tausend Gärten pfeget.  
„Herr!“ spricht sie, „zeige mir das Land,  
Wo Du Ihn hingeleget.“

Der Gärtner spricht mit sanftem Ton:  
„Maria!“ — Sie erstaunet,  
Wie's seyn wird, wenn einst Gottes Sohn  
Die Todten aufposauet.

„Rabbuni!“ ruft sie ganz entzückt,  
Und fället Ihn zu Füßen;  
Und Er sie zu den Jüngern schickt,  
Und läßt sie freundlich grüßen.

Benjamin und Theodor giengen oft  
zusammen auf's Feld, um die Landleute  
bey ihren Feldgeschäften zu beobachten,  
und im Gespräch mit ihnen von der dor-  
tigen Landwirthschaft dieß und das zu er-  
fahren, was weder in der Schweiz noch

in Sachsen gebräuchlich ist. Sie mußten aber jedesmal zuvor einen Berg besteigen, weil es in dem engen Thale nur Wiesen gibt. Ein alter Großvater mit schneeweißen Haaren, der nicht mehr selbst arbeiten konnte, aber wohl noch mit seinen Kindern und Enkeln hinausgieng, um ihnen zuzusehen, machte ihnen durch seine Aeußerungen, die so einfach und aufrichtig waren, und von Nachdenken und Erfahrung zeugten, viele Freude. Als sie einmal wieder zu ihm kamen, waren seine Leute eben mit der Korn-Ernte beschäftigt, und der Alte saß auf einem Stein, und sah ihnen zu,



sichtbar erfreut über den reichen Ertrag, den Gott auf die Felder gesetzt hatte. Benjamin redete ihn an; „Nun, alter Vater, wie geht's?“

Der Alte: Mir geht's gut; ich freue mich, daß ich noch einmal die Ernte mit ansehen darf, ehe ich selbst als eine, will's Gott! reife Aehre abgemäht werde.

Benj. Auf das werdet Ihr Euch aber auch freuen?

Der Alte: Warum denn nicht! Wenn man siebenundstiebenzig Jahre durch Wind und Wetter gegangen ist, dann ist man froh, unter ein festes Dach zu kommen, durch das kein Regen und kein Hagel schlägt.

Benj. Ihr habt wohl in einem so langen Leben manche schwere Arbeit verrichtet?

Der Alte: Eine Zeitlang lauter schwere.

„Herr! Welche Arbeiten sind denn bei Eurer Geschäft die schwersten?“

Der Alte: „Das will ich den jungen Herrn sagen: diejenigen, welche man ungern thut.“

„Ehe od. Ja, so mein ich's nicht.“

Der Alte: „Aber ich mein' es so. Zum Beispiel: das Erbsenlesen ist ein so leichtes Geschäft, daß man es mehr ein Spiel als eine Arbeit meinen kann.“

Wenn aber ein Mann den ganzen Tag an dem Tisch sitzen und Erbsen lesen sollte, so würde ihm das sehr schwer vorkommen, und er würde gewiß lieber kein Dreschflügel schwingen. Warum? Er thut's nicht gern; es ist ihm zu langweilig, und gibt kein Stuß. Das Schneiden ist der Ernte dagegen ist ein schweres Geschäft.“

Den lieben langen Tag, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, unter den glühenden Sonnenstrahlen, gebückt zur Erde

da zu stehen, das man meint, der Rücken wolle zerbrechen, und das so ein vierzehn Tage lang, das ist gewiß keine Kleinigkeit, und doch —! fraget meine Schnitter, ob Ihnen das Geschäft als eines der schwersten vorkomme? Sie werden sagen: Nein, das thun wir gern.“

„Eben kam der Sohn des Alten herbei, um einen Schüßel Wasser aus dem steinernen Krüge zu sich zu nehmen, den der Vater in Verwahrung hatte. Er trieffte von Schweiß, und trocknete sich die Stirne mit einem baumwollenen Tuche, das ihm um den Hals hing.“ „Nun, Michel!“ „W sagte der Vater — wird Dir's sauer?“ „Wie so?“ — antwortete Michel — „heiß wird's einem wohl ein wenig, wenn die Sonne so brennt; aber saures Lann's einem nicht werden, den reichen Segen Gottes einzusammeln. Man kann sich dabei nur verwundern und freuen.“

Der Alte: Du hast Recht, Michel, so denk' ich auch. Wenn wir überlegen, wie wenig Gutes wir mit unserem Unthun gegen Gott verdient haben, so müssen wir darüber erstaunen, daß nur noch eine Aehre am Halme hängt. Wie oft haben wir gezweifelt, wenn es uns an Regen fehlte, wie oft mit Mißtrauen ein dunkles Gewitter betrachtet, das dort drüben hinter dem Wald aufstieg, und doch hat uns Gott unsere Ernte beschützt, und mehr gegeben, als wir je erwarten konnten!

„Ja“, — sagte der Alte weiter zu den Knaben, als Michel wieder an seine Arbeit gegangen war. — „das Säen macht freilich auf unserm Acker viel weniger Mühe als das Ernten; bey der Ausfaat für die Ewigkeit aber ist's gerade umgekehrt. Die kostet viel Arbeit und Aufopferung; und dagegen wird die himmlische Ernte keine Mühe, sondern nur Freu-

de machen. Da heißt's: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin, und weinen, und tragen edeln Samen, und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben.“ —

Benj. Der schwerste Theil der menschlichen Arbeiten liegt eben doch auf dem Stand des Landmannes.

Der Alte: Das wollen wir nicht sagen; ich bin doch lieber ein Landmann als ein Bergmann, der die schöne Sonne nicht einmal sehen darf, und sein Leben in den dunkeln Tiefen der Erde zubringen muß; lieber ein Landmann als ein Kriegsmann, der seinen Nächsten, welcher ihm nie ein Leid gethan, von Amtswegen todtschießen oder niederstechen muß; lieber ein Landmann als ein Schiffsmann, der seine besten Jahre unter Sturm und Ungewitter, Nässe und Kälte zubringt, und nur in's Wasser Furchen macht, aus wel-

hen nichts heranzwächst. Freilich, wenn man bey jedem Stück Brod bedenkt, wie viel Mühe es gekostet, bis aus einer Hand voll Saatkörner ein Stück Brod geworden, so bricht einem der Angstschweiß aus; oder wenn man ein Hemd anzieht, und sich dabey erinnert, wie viel Arbeit dabey nöthig war, bis aus einem Viertel Hanfsamen ein Hemd werden konnte, so erschrickt man ordentlich darüber: aber die Arbeit ist eben doch eine Wohlthat für den Menschen, und wenn wir die nicht hätten, so wäre die Welt schon lange untergegangen: denn Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Theod. Hat wohl Jesus auch Handarbeiten verrichtet?

Der Alte: Ohne Zweifel hat Er bis in Sein dreißigstes Jahr bey dem Geschäfte Seines Pflegevaters Joseph geholfen; die Juden nennen Ihn ja ausdrück-

lich im Neuen Testament einen Zimmermann.

Theod. Da wird Er wohl auch müde geworden seyn?

Der Alte: Ja freilich; Er war ja dort auch müde, als Er zur Samaritanerin kam bey Sichar.

Ben j. Damit kann man sich aufrichten, wenn man müde wird. Ist der Heiland müde geworden, so darf ich wohl auch müde werden. Doch die Sonne neigt sich, wir müssen nach Hause.

Sie grüßten den freundlichen Greis, und versprachen ihm, ihn morgen in seinem Hause zu besuchen.

Am folgenden Tage regnete es, am zweiten wieder; am dritten aber stiegen sie den steilen Berg hinauf, und fanden bald das bezeichnete Haus, wo sie den alten Vater in seinem Lehnstuhl sitzend antrafen. Er hatte die Brille aufgesetzt, und las

in der großen Pfaffschen Bibel. Der gute Greis, der, wie alle Großväter, eine Freude an Kindern hatte, und ihnen gern von seinen Erfahrungen erzählte, nahm sie gar freundlich auf, und setzte ihnen Honigbrod vor mit Obstmost. Zugleich erzählte er ihnen Manches aus seiner früheren Geschichte, wodurch ihre Aufmerksamkeit sehr gespannt wurde. Folgende wunderbare Vorfälle aus seinem Leben, deren Wahrheit ich verbürgen kann, werdet ihr gewiß Alle gerne hören. Er soll aber selbst erzählen.

„In meiner Jugend“ — sagte er — „war ich Soldat, und mußte mehrere Feldzüge mitmachen. Im Elternhause war mir Gottesfurcht in's Herz gepflanzt worden, und das Vertrauen auf Den, der der Herr ist im Hause und im Felde, begleitete mich. Als ich von meinen Eltern Abschied nahm, um zum ersten Mal in den Krieg zu gehen, sagte mein Vater zu

mir: „„Zieh getrost! der Herr Zebaoth sey dein Wehr und Schild! Fürchte dich nicht vor den Kugeln; jede hat ihr Billet bey sich, für wen sie bestimmt ist, und schießt keine von ungefähr.““ Ich glaubte das, und durfte es auch erfahren. Meine freie Zeit brachte ich damit zu, in meiner Bibel zu lesen, und bekümmerte mich nicht um den Spott meiner Kameraden; dagegen erwies ich ihnen Gefälligkeiten; wo ich konnte, und brachte es allmählig dadurch so weit, daß sie mich in Ruhe ließen. Einmal waren uns die Lebensmittel ganz ausgegangen, und wir hatten in zweymal vierundzwanzig Stunden nichts gegessen. Ich stand bey einem Reiterkorps, und hielt mit meinem Nebenmann Orde, einige Stunden weit auf Recognition zu reiten, ob wir keinen Mundvorrath aufstreiben könnten. Aber es war Alles verzehret und ausgeleert, und wir mußten unverricht-

terer Sache wieder zurückkehrte. Es war schon finstere Nacht, als wir durch einen Hohlweg hinabritten. Mein Pferd stolperte über Etwas, das dem Klange nach kein Stein seyn konnte. Ich stieg ab, und fand zu meinem großen Erstaunen einen schweren Laib Brod, der von irgend einem Transport kürzlich verloren gegangen seyn mußte. Die Versuchung blieb freilich nicht aus, dieses Brod für mich zu behalten; aber Gott schenkte mir Gnade, sie zu überwinden, so daß ich, trotz meinem heftigen Hunger, das Brod doch unberührt ließ, bis wir in's Lager kamen. Dort theilte ich es meinen Zeltgenossen aus, und verlangte für mich keine größere Portion, als Jeder von ihnen davon erhielt. Diese Selbstüberwindung machte einen guten Eindruck auf meine Kameraden, so daß sie von nun an alle freundlich gegen mich waren.“

„Bald darauf wurde uns angefündigt, wir sollten uns schlagfertig halten, es würde den folgenden Tag ein Treffen geliefert werden. Nun wurde gerade an diesem Tage mein Pferd krank, und ich war genöthigt, eines von den Reserve-Pferden zu nehmen, das aber mehr als sine Faust niedriger war als das meinige. Ich wurde mißmuthig darüber; denn dieses Pferd war nicht so gut wie das meinige, und auch nicht bequem für einen so großen Mann, wie ich damals war. Jetzt hat mich freilich das Alter auch gebeugt. Am Tage der Schlacht jedoch erfuhr ich, daß es thöricht ist, gegen die Anordnungen Dessen zu murren, von dessen weiser und heiliger Regierung auch das Geringsste wie das Größte abhängig ist. Es gieng heiß her. Bald rückten wir vor, bald mußten wir wieder zurückweichen. Puff! da schlägt mir eine Kanonenkugel das Cas-



let vom Kopfe, und nur mit Mühe kann ich mich auf dem Pferd erhalten. Hätte ich aber mein eigenes Pferd gehabt, so hätte die Kanonenkugel unfehlbar statt des Casquets den Kopf selbst weggenommen. So wunderbar hatte Gott für mich gesorgt!"

„Doch das ist noch nicht Alles! Nachdem mich Gott durch Feldzüge und Schlachten unversehrt hindurchgeführt, und ich den Abschied erhalten hatte, so ließ ich mich in Klarenbach nieder, nahm ein Weib, und trieb das kleine Bauerngütchen um, das mir mein Vater hinterlassen hatte. Unsere kleine Hütte stand an dem Abhang eines Berges, und vor derselben floß der Klarenbach vorbei. Es war im zweiten Jahre unseres Hausstandes, als einmal im Herbst heftige Regengüsse kamen, die den Bach gewaltig anschwellten, und alle Wege grundlos machten. An dem Waf-

ser, das in unsere Stube eindrang, merkte ich, daß das Strohdach unserer Hütte eine Ausbesserung nöthig hatte, und kaum war der Regen vorüber, so machte ich mich daran, ein ganzes Stück frisch zu decken. Mein Weib war im Stall beschäftigt, das Kind lag in der Wiege und schlief, und ich saß auf dem Dache und sieng an zu flüßen. Auf einmal entstand ein mächtiges Geräusch wie ein unterirdischer Donner; das Dach unter mir sieng an sich zu bewegen; ich wurde schwindlich, hielt mich aber fest, und als ich wieder zu mir selber kam, lag ich immer noch auf meinem Strohdach, aber auf der andern Seite des Daches. Ich blickte um mich her, und nun wurde ich erst gewahr, was sich ereignet hatte. Ein Stück von dem Berge, losgemacht durch den tief eingedrungenen Regen, war herabgerutscht, hatte das Dach meines Hauses über den

Bach verblüthgeschleudert und mein Haus  
 verschüttet. Jetzt besann ich mich schnell;  
 Weib und Kind fielen mit ein. Ohne  
 daran zu denken, ob ich selbst vielleicht ei-  
 ne Beschädigung erlitten, sprang ich her-  
 hende auf, über's Dach herab, mit einem  
 gewaltigen Sprung über dein Dach hin-  
 über, und begab mich mit lauter Stimme  
 meinem Weibe zu rufen, um zu erfahren,  
 ob sie noch am Leben sey. Sie gab keine  
 Antwort. Nun rief ich meinen Nachbarn,  
 und bat sie, mit dem Schnitt wegkämmt  
 zu helfen. Als wir bis zur Stube vorge-  
 drungen waren, wurde mir immer Anger-  
 licher zu Mütthe, weil ich keinen Laut hör-  
 te. Endlich fand ich die Weige. Ein  
 Waden hatte ich über sie geheigt, und sie  
 vor dem Zusammenbrechen bewahrt. Das  
 Kind lag unversehrt darin, und schlief ru-  
 hig, wie wenn nichts geschehen wäre. Das  
 ist meine Margaretha, die Ihr Mann

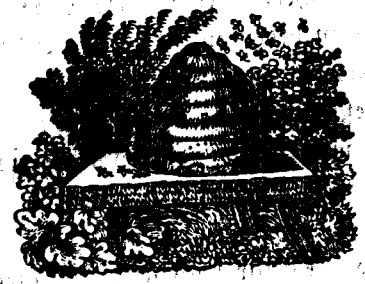
der Ihr Väter Selbsterbe der Erste Gescheh  
 hat. *In der Nacht...*  
 Der Alte: De haben gewiß auch die  
 Engel helfen müssen.  
 Der Alte: Oh natürlich. Wie wä-  
 re es sonst möglich gewesen, daß so ein  
 kleines Kind unter einem einfallenden  
 Hause unverletzt bleiben konnte, ohne auch  
 nur zu erwachen. Die Engel selbst haben  
 Ihnen das Schlafstüb gesungen. Ich will  
 Ihnen weiter erzählen, wann die jüngste  
 Tochter recht ist. *In der Nacht...*  
 Der Alte: O bitte, bitte!  
 Der Alte: Wir räthten immer  
 weiter auf, bis auch mein Weib gefunden  
 wurde. Sie lag bewusstlos da, und war  
 über's Dach gefallen. Ich habe bemerkt,  
 daß sie nur eine Ohnmacht hatte. Als  
 wir sie an die Luft gebracht, und die Schla-  
 fe mit Essig eingerieben hatten, öffneten  
 die Augen, erwachte nach und nach aus

ihren Betheuerung, und fragte, zu erst nach ihrem Kinde. Dieses wieder gesund und unbeschädigt zu sehen, war die beste Arznei für sie, obgleich sie noch ein halbes Jahr lang an den Folgen dieses Falles litt. Sie war überhaupt sehr schwächlich, und starb nach der Geburt meines Sohnes Michael an der Abzehrung.

„Meine Hütte war zwar wieder gebaut, und das Strohdach ausgebessert, aber die Mutter fehlte eben überall. Hier wohnte einer meiner Verwandten, der veranlaßte mich, eine junge hiesige Wittwe zur zweiten Frau zu nehmen, und so bin ich hieher gekommen. Mut ist auch meine zweite Frau gestorben, und mir bleibt nichts übrig, als der Wunsch, ihnen bald nachzufolgen.“

Theodor und Benjamin dankten dem Greis recht herzlich für diese anziehende Erzählung, und wollten sich nun

von ihm verabschieden. Aber der Alte sagte: „Ihr müßet vorher auch noch die Werkstätte sehen, aus welcher der Honig gekommen ist, der Euch so gut behagte.“ Und damit führte er sie in seinen Garten, wo ein schöner Bienenstand erbaut war, auf



dem zehn bis zwölf Körbe standen. Man konnte in denselben hineingehen, und durch ein kleines Fensterchen, das hinten an den Körben angebracht war, die Arbeiten der Bienen beobachten. „Nur Schade!“, sagte Benjamin — „daß diese fleißigen, ordentlichen Thierchen, die für den Men-

Sie so schätzbar sind, sich so unfreundlich gegen die Menschen gewaffnet haben, und ihm gleich mit ihrem Stachel kommen, wenn er ihnen zu nahe tritt.“ „Ja“, — erwiderte der Alte — „das ist das Gesetz unseres Erdenlebens: keine Süßigkeit ohne Stachel; keine Rose ohne Dorn. Wir sollen bedenken, daß alle Erdenfreude etwas Unvollkommenes ist, und sollen uns deswegen nicht daran hängen. Nur im Himmel gibt's vollkommene Freuden: Honig ohne Stachel, Blumen ohne Dornen. Indessen müssen wir uns ja wundern, daß es nur noch so viel Gutes und Süßes in einer Welt von Menschen gibt, die so viel Bitterkeit im Herzen haben.“

Damit nahm der Alte Abschied von den Knaben, und sie stiegen wieder in's Thal hinab.

H.

In der Kirche in Deinach, welche „Dreifaltigkeits-Kirche“ heißt, befindet sich ein merkwürdiges Gemälde, welches die göttliche und gelehrte Prinzessin Antonia von Württemberg (geb. 1613), die in Neustadt wohnte, auf ihre Kosten malen ließ; und in die Kirche zu Deinach stiftete, damit in Zukunft die Kurgäste, die an dem Brunnen Gesundheit für den Leib suchen, durch dieses Gemälde veranlaßt werden möchten, auch zu dem Brunnen des Lebenswassers zu gehen, und Genesung für ihre Seele zu suchen. Wir wissen nicht, in wie vielen Fällen die Absicht der edlen Stifterin erreicht worden ist. Es gilt zwar dieses Bild immer noch als eine der Hauptmerkwürdigkeiten von Deinach, und wird von Reisenden und Brunnengästen fleißig besucht; aber der Sinn des Gemäldes, das nicht weniger darstellen will als den

Inhalt der ganzen Bibel, ist nicht so leicht zu fassen oder zu erklären. Deswegen hat der sel. Prälat Dettinger schon 1763 ein eigenes Buch zur Erklärung dieser Tafel geschrieben, das aber ebenfalls schwer zu verstehen ist. Um Alles das aber bekümmerte sich Benjamin nicht, als er mit seiner Mutter dieses Gemälde zum ersten Mal sehen sollte. Als ein so großer Liebhaber von Bildern, und namentlich von biblischen Bildern, freute er sich zunächst darauf, die Malerey zu sehen, und vermöge seiner Bibelfkenntniß hoffte er doch auch eines oder das andere von den Bildern verstehen zu können. Mit großer Neugierde wartete er, bis die beiden Flügelthüren sich aufthaten, und nun die ganze reich ausgestattete Darstellung vor seinem Blicke sich öffnete. Da stand, so viel konnte er theils selbst merken, theils aus der Erklärung eines Geistlichen, der dabey

war, abnehmen — im Vordergrunde Christus inmitten eines Gartens, und rings um Ihn her die zwölf Patriarchen, jeder mit dem Zeichen, das ihm in Jakobs Segen zugetheilt wurde. Da erblickte er vorn an dem großen Tempel, der voll Figuren war, die vier großen Propheten und die vier Evangelisten; auf beyden Seiten an den Mauern hinauf die zwölf kleinen Propheten und die zwölf Apostel; im Innern des Tempels den Hohenpriester; außen an dem Tempel angebracht die wichtigsten Geschichten des Alten und Neuen Testaments; außerhalb der Mauern auf der einen Seite den Berg Sinai, auf der andern das neue Jerusalem, und noch vieles Andere. Benjamin hätte nur gewünscht, daß die Kirche etwas heller seyn möchte, damit er die einzelnen Figuren, die zum Theil in's Kleine gemalt waren, desto deutlicher sehen könnte. Indessen tröstete er sich mit der Hoffnung,

diese Tafel noch einmal mit mehr Ruhe und Bequemlichkeit sehen zu dürfen. Als Theodor, der an diesem Tage mit seinem Vater in Wildbad gewesen war, nach Hause kam, erzählte ihm Benjamin sogleich, was er heute Alles gesehen, und machte ihn ganz lüftern nach dem Anblick des Bildes, obgleich Theodor sonst keine besondere Freude an Gemälden hatte. Gleich den folgenden Tag ließen sie sich das große Gemälde (sonst auch Turrus Antonia genannt) aufschließen, und da sie ganz allein und ungestört waren, so nahmen sie sich Zeit dazu, jede Figur besonders zu betrachten, und darüber nachzudenken, was sie vorstellen sollte. Vieles blieb ihnen freilich unverständlich; aber die biblischen Geschichten, welche außen am Tempel angebracht sind, brachten sie doch fast alle heraus, und es war jedes Mal eine Freude, wann wieder eine errathen war.

Als sie mit ihrer Musterung fertig waren, fragte Benjamin: „Welches von diesen Bildern hat nun am meisten Eindruck auf dich gemacht?“ — „Mir“ — sagte Theodor — „gefällt am besten die Geschichte, welche da links an der äußersten Tempelsäule steht, die zweite von unten: Wie der Prophet Elia von dem Engel gespeist wird, und in Kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte gehen konnte bis zum Berge Gottes Horeb (1 Kbn. 19.). Das ist eine wunderbare Geschichte, und ich habe schon manchmal gedacht: So ein Mann wie der Prophet Elia möchte ich auch seyn.“

Benj. Und mich zieht am meisten dieses Bild an, das hier rechter Hand an der äußersten Säule in der Mitte steht, das die Geschichte Benjamin's (1 Mos. 44.) darstellt, in dessen Sack der Becher Joseph's gefunden wird. Ich weiß nicht, ist es das Mitleiden mit meinem Namens-

Bruder Benjamin, dessen Lage in diesem Augenblick so bejammernswerth war; oder ist es die ängstliche Vorstellung, wie mir zu Muthe seyn würde, wenn ich in einen solchen Fall käme: Kurz, dieses Bild ergreift mich am meisten unter allen, und ist mir gestern schon so wichtig geworden, daß ich es sogar im Traume nicht los werden konnte.

Theod. Wahrscheinlich ist das doch nur eine Einbildung, die sich mit der Zeit wieder verliert.

Benj. Das soll mir lieb seyn, ob mir's gleich nicht wahrscheinlich ist, daß ich dieses Bild je wieder ganz vergessen werde.

Theod. Das ist auch nicht nöthig; ich hoffe auch das meinige immer im Gedächtniß zu behalten, und wenn wir ja noch einmal in dieser Welt wieder zusammenkommen sollten, was ja doch nicht unmdg-

lich ist; so wollen wir einander daran erinnern.

Benj. Ja, das ist recht.

An einem regnerischen Abend saßen die beyden Knaben in dem bedeckten Gange hinter dem Schloß; und unterhielten sich durch Mittheilungen aus ihrer beyderseitigen Heimath. Theodor erzählte von der Schweiz, ihren hohen Bergen und Gletschern, ihren Sennen und Matten. Benjamin dagegen erzählte von dem schönen Dresden, von der prächtigen Elbbrücke, von der Frauenkirche, von der Gemäldegallerie, vom grünen Gewölbe und dergleichen; dann von dem Landgut seiner Mutter, auf welchem sie im Sommer wohnten; und das nicht weit von Hermsdorf lag. Am liebsten sprach er von seinen beyden jüngeren Schwestern, Malchen und Mariechen, die er sehr lieb hatte. „Ach, wenn sie nur

auch zwei Tage hier von Thanten!“ — sagte er manchmal — „wie sehr möchte ich ihnen diese Freude gönnen!“

Theod. Es fragt sich noch, ob's ihnen hier so gut gefiele wie dir.

Benj. O gewiß; sie haben nichts Lieber als das Landleben, und sind das ganze Jahr nie trauriger, als wenn der Gärtner anfängt, die Pflanzen in's Gewächshaus zu bringen: denn das ist ein Zeichen, daß man jetzt wieder in die Stadt zurückkehrt, wo es ihnen gar nicht gefallen will. Im Frühling aber solltest du den Jubel sehen, wenn die Mutter sagte: „Morgen gehen wir auf's Land.“ Das ist eine Freude; da wird zusammengepackt und zugerüstet, und man kann's kaum erwarten, bis der Morgen da ist. Kommen wir hinaus, so läuft Mache n gleich nach den Hühnern, und sieht

nach, ob keine jungen Küchlein da sind, und bringt ihnen Futter; und Mariechen



lockt den Tauben, und wirft ihnen Widen



vor. Dann geht's in den Garten zu den Schwänen, welche ganz ernsthaft auf dem kleinen Teiche hin- und herrudern. Da sind



daß es nicht bloß wegen uns da sein  
mag, sondern auch um die Welt zu sein



auch die Goldfische, denen wirft man Brod-  
krumen vor; und alle diese Besuche bey  
alten Bekannten werden mit einer Eile ge-  
macht, daß der alte ehrliche Gärtner fast  
darüber vergessen worden wäre. Abends  
sigen sie gewöhnlich auf einer Bank im



Garten; und ergötzen sich an den Blumen,  
die sie von den Rabatten oder auf der Wiese  
gepflückt haben. Ich hörte einmal ihren Ge-  
sprächen zu: „Weißt du“ — fragte Ma-  
chen — „warum das kleine blaue Blümchen  
Vergiftmeinnicht heißt?“ — „Nun, ich  
denke, eben weil's so klein ist“ — antwortete  
Mariechen; — „wie wenn es zu mir sagen  
wollte, wenn ich Blumen abbreche: Ich  
bin zwar ein kleines Blümchen; aber ver-  
gift mich doch nicht, ich bin doch auch nett.“  
— „Aber das darf man von sich selbst nicht  
sagen: ich bin nett.“ — „Freilich nicht;  
wenn wir zum lieben Gott sagen wollten:  
Du hast für so viele große Menschen zu  
sorgen; aber vergift doch uns auch nicht;  
wir sind zwar klein, aber wir sind doch ar-  
tig — das wäre freilich nicht recht; aber  
ein Blümchen darf so etwas wohl sagen.  
Gott hat ja die Blümchen gemacht, und  
was Gott macht, das ist Alles sehr gut.“ —

„Aber“, fuhr Malchen fort, „wir sind ja auch Geschöpfe Gottes.“ — „Freilich“, erwiderte Mariechen; „aber wir sind gefallene sündige Geschöpfe, wie die Bibel sagt.“

Mariechen und Malchen haben ein eigenes Gärtchen mit einander angelegt, in welchem nur biblische Blumen stehen, das heißt solche Blumen und Pflanzen, die einen biblischen Namen haben: z. B. Hiobsträne, Jerusalemblume, Jerichorose, das Auge Jesu, Passionsblume, Osterblümlein, Kreuzblümlein, Engelsfuß, Johannisbeeren, Josephsblumen, Magdalenenblumen, Marienthänen, Sankt Peterschlüssel, Smyrnenkraut, Stephanskörner, Zachariasblumen. Vern hätten sie auch den Abrahamsbaum, die Adamsfeigen und das Paradiesholz gehabt. In diesem Bibelgarten gehen sie am liebsten spazieren, und erzählen der kleinen Emma die Geschichten der Personen, von welchen diese Pflanzen benannt sind.

Theod. Den Garten möchte ich wohl einmal sehen.

Benj. Und ich möchte einen Garten haben, wo der Baum des Lebens in der Mitte stände.

Theod. Also nichts Geringeres als ein Paradies. Ich glaube, wenn es gut wäre für uns, in einem Paradiese zu sein, so hätte Gott den Adam nicht daraus vertrieben.

Benj. Da magst du wohl Recht haben. Aber so ein Lebensbaum, an dem man sich immer wieder gesund essen könnte, wenn man krank ist, und frisch werden, wenn man ermattet ist, das wäre doch etwas Schönes.

Theod. Die Gesundbrunnen und die warmen Bäder sind etwas Aehnliches.

Benj. Ja, es kommt mir immer vor, als ob's da auch so wäre wie bei dem Teich zu Bethesda, wo ein Engel kam

und das Wasser bewegte. Man wird jenen Engel auch nicht gesehen haben, und so können immer noch Engel bey den Heilbrunnen thätig seyn, ohne daß man sie sieht.

Die Brunnenkur war zu Ende. Benjamin's Mutter wollte abreisen; Theodor's Vater blieb noch einige Tage da. Es wurde den beyden Knaben schwer, sich von einander zu trennen; namentlich war Theodor betrübt, der eine besondere Anhänglichkeit an Benjamin hatte, seit er ihm die Rettung seines Lebens verdankte. Am letzten Abend saßen sie noch auf ihrem Lieblingsplätzchen, auf der Ecke des westlich von Deinach gelegenen Berges, da, wo jetzt der hübsche runde Pavillon steht. „Wir sollten doch!“ — hob Benjamin an — „ein Erinnerungszeichen hier zurücklassen. Wenn dann Einer oder der Andere von uns nach Jahren einmal wieder hieherkäme, so würde es uns große Freude machen.“

Theod. Wer weiß, ob je Einer von uns dieses Thal wieder sehen wird. Wahrscheinlich wenigstens ist es nicht. Und wenn auch, was für ein Denkmal könnten wir zurücklassen, das nach Jahren noch übrig wäre?

Benj. Wenn wir uns're Namen in diesen Stein graben, der hier unter dieser Fichte hervorsticht, so können wir sie nach Jahrzehnten wieder finden.

Das thaten sie denn auch. Ein altes Messer mußte den Dienst des Meißels versehen, und ein Stein sich als Hammer brauchen lassen. Nach einer Stunde war das Werk vollendet, und sie sahen mit Wohlgefallen die Arbeit ihrer Hände, die übrigens nicht besonders schön ausgefallen seyn mag; ich weiß nicht; ich habe den Stein nie zu sehen bekommen.

Auf Benjamin's Zimmer nahmen sie traurig Abschied von einander, mit dem

Bersprechen fleißigen Andenkens. Und so lasse ich denn Benjamin zehen; fast ist mir bange für ihn. Möge der Hüter Israels ihn geleiten, der nicht schläft noch schlummert!

### III.

Als Benjamin abgereist war, fand Theodor den Aufenthalt in Deinach zum Sterben langweilig, und wußte gar nicht, wie er's machen sollte, um die wenigen Tage vollends durchzubringen. Bald nahm er ein Buch, und wollte lesen; aber der, dem er bisher vorlesen konnte, war fort. Er warf das Buch auf den Tisch, und wollte spazieren gehen. Aber da draußen war er ja ganz allein, und im Wald sah es so herbstlich aus, daß er da auch nicht bleiben konnte. Er gieng in die Kirche, und besah sich das Gemälde noch einmal;

aber immer wieder mußte er auf den Elias sehen, der in der Wüste allein war; und dachte: dem mag's ungefähr auch so zu Muth gewesen seyn wie dir. Wie froh war er, als er endlich den Postillon zum Aufbruch blasen hörte, und wie gern verließ er jetzt das Thal, das ihm so lieb geworden war: denn er hoffte, durch die Reise eine Zerstreuung zu finden. So war's auch. Das erste Mal waren sie über den Bodensee und durch Oberschwaben gekommen, und der Weg über Tübingen und Tuttlingen war ihm neu. Da er ein offenes Auge für alle Naturmerkwürdigkeiten hatte, so fand er überall etwas, das ihn anzog, und seinen Gedanken Luft machte. Gieng es eine Steige hinauf, wo die Reisenden ausstiegen, so war Theodor gleich über die Steinhausen her, die zur Ausbesserung der Straße am Wege lagen, und suchte versteinerte Ammonshörner. Alle leeren Winkel

des Wagens füllte er mit solchen aus, und es war ihm nur leid, daß er nicht auch die großen Stücke, die er zuweilen fand, und die bis auf einen Fuß im Durchmesser hatten, mitnehmen konnte. Von Luttlingen aus verließen sie die Straße, um die Bergveste Hohentwiel zu sehen, worauf sich Theodor schon lange freute. Die weite herrliche Aussicht war für ihn, nachdem er eine Zeitlang in dem beschränkten Waldthale gelebt hatte, wieder etwas ganz Neues; und es machte ihm großes Vergnügen, schon hier aus der Ferne den Berg zu erblicken, in dessen Nähe seine Wohnung stand. Im Heruntergehen wurde er auf eine Felsenwand aufmerksam gemacht, in welcher der schöne Stein gefunden wird, der sonst fast nirgends vorkommt, nämlich der Natrolith. Theodor las von den am Boden liegenden Stücken die schönsten aus, und nahm eine ganze Ladung mit hinunter

in's Dorf, wo der Wagen stand. Nun mußten die Ammonshörner Platz machen; denn die Natrolithe waren doch noch schärfer. Von da gieng's zum Rheinfall nach Schaffhausen, und dann über Zürich in die Heimath, wo Mutter und Geschwister schon lange mit Sehnsucht warteten, und mit lauter Freude die Reisenden bewillkommen.

Als Theodor aus der Schule entlassen wurde, trat er in die Lehre bey einem Apotheker, mit der Absicht, späterhin die Arzneykunde zu studiren, und dann das Geschäft seines Vaters zu übernehmen, der auch Arzt und Apotheker zugleich war, und bey seiner Kränklichkeit keine Aussicht hatte, noch lange zu leben. Die ersten Briefe von Benjamin empfing Theodor mit großer Freude, und erwiderte sie mit Herzlichkeit; aber bald wurde er kälter, nach-

schläfger, und endlich schrieb er gar nicht mehr. Benjamin schickte noch ein paar Mal Briefe, aber da er keine Antwort erhielt, so hörte er auch auf, zu schreiben, und somit hatte der Briefwechsel ein Ende. Ihr müchtet gewiß gern wissen, woher das kam, daß Theodor so gleichgültig gegen seinen Freund werden konnte? Ich will's euch sagen. Benjamin war, wie ihr ja schon wisset, ein frommer gottesfürchtiger Knabe, dem das Wort Gottes und das Gebet über Alles giengen. Er hatte sich gefreut, es auch bey Theodor so weit zu bringen, daß dieser anfieng zu beten, und fleißig in der Bibel zu lesen. Theodor setzte das auch in den ersten Wochen, nachdem er von Deinach zurückgekommen war, gewissenhaft fort; aber es währte nicht lange. Das eine Mal war er zu schläfrig, das andere Mal nicht aufgelagt zum Gebet; das dritte Mal hatte er Streit, mit seinem Bruder

gehabt, und schämte sich, vor Gott zu treten. Niemand war, der ihn dazu aufgemuntert hätte, Niemand machte ihm Vorwürfe darüber, wenn er's unterließ, als sein Gewissen. Um diesem zu entgehen, suchte er Zerstreuung, und kam so immer mehr aus der Stimmung hinaus, in welcher man zum Beten geschickt ist. Ebenso gieng's ihm auch mit dem Bibellefen. Er hatte sich auf Benjamin's Rath vorgenommen, jeden Tag ein Kapitel aus dem Alten und eines aus dem Neuen Testament zu lesen. Anfangs beobachtete er das streng; aber er konnte nicht dieses thun und jenes lassen. Denn wenn wir in der Bibel lesen, so werden wir an Gott erinnert, und an das, was wir Ihm schuldig sind. Wer nun nicht geneigt ist, an Gott zu denken, oder Ihm sein Versprechen zu halten, der läßt sich nicht gern an Ihn erinnern, und liest deswegen auch nicht gern in der Bibel.

So gieng's bey Theodor. Sein Eifer erkaltete, und weil Benjamin in jedem Briefe darnach fragte, ob er noch seinem Versprechen treu sey, so ließ er endlich seine Briefe ganz unbeantwortet: denn zum Lügen war er zu aufrichtig, und die Wahrheit schreiben mochte er auch nicht, weil er nichts zu sagen wußte, um seine Untreue in Benjamin's Augen zu entschuldigen. So gewiß ist's, daß man allemal auch mit seinem Nächsten nicht recht steht, wenn man keinen Frieden mit Gott hat.

Theodor's vierjährige Lehrzeit war beynähe abgelaufen. Er war ein ehrbarer, fleißiger und geschickter Jüngling, von seinen Mitmenschen geachtet, und von seinen Eltern als ihre Hoffnung und Freude angesehen. Aber daran ist's eben nicht genug. Die Menschen sehen nicht in's Herz, und wenn einer gegen Den kalt und gleichgültig ist, dem wir alles Gute verdanken, und

Den nicht lieb hat, der für uns am Kreuz gestorben ist; so fehlt es ihm eben doch an der Hauptsache. Ich will nicht sagen, daß Theodor ohne alle innere Unruhe und Mahnung so hingegangen sey: es gieng ihm manchmal ein Stich durch's Herz, wenn er durch irgend etwas an Benjamin erinnert wurde, oder wenn der Vater von Deinach erzählte, oder wenn er in die Kirche kam, was freilich selten genug geschah; aber alle diese Eindrücke wurden bald wieder ausgelöscht; nur Einer war bleibender, und von dem muß ich jetzt erzählen. Theodor machte mit einigen Freunden im hohen Sommer eine Reise in die Schneeberge, um Pflanzen und Steine zu sammeln, und die hohen Gletscher in der Nähe zu sehen, die er von ferne schon oft erblickt, und von denen er so viel gehört hatte. Bereits hatten sie mehrere Berge bestiegen, und rasteten über Mittag in einem kleinen Dörflein, von

wo sie noch denselben Abend einen andern Berg besteigen wollten, um von dessen Gipfel am andern Morgen den Sonnen-Aufgang zu betrachten. Sie nahmen einen Führer mit sich, der des Weges kundig war, und stiegen um drey Uhr Nachmittags müthig bergan. Das Wetter war schön; aber gegen Abend, als sie eben quer über ein großes Eisfeld giengen, erhob sich ein dicker Nebel, der keine zehn Schritte voran zu sehen erlaubte, und sie nöthigte, nahe beisammen zu bleiben, um nicht zu verirren. Theodor, des Bergsteigens weniger gewohnt, war der hinterste und langsamste, und fühlte große Müdigkeit. Es wurde immer dunkler, und sie waren nahe an dem Orte, wo das Nachtlager aufgeschlagen werden sollte. Der Weg führte an einem gähnen Abhange hinauf, der zur Seite ein paar hundert Fuß tief sich in's Thal hinabsenkte. Hier glitt Theodor, der aus

Müdigkeit

Müdigkeit etwas zurückgeblieben war, plötzlich aus, und, vor Schrecken unfähig, einen Laut von sich zu geben, war er in wenigen Augenblicken auf der glatten Schneewand in die Tiefe gerutscht. Alles gieng so schnell und still, daß die Vorangehenden eine Zeitlang in der Dunkelheit nichts davon gewahr wurden, und als sie endlich merkten, daß Einer fehle, wußten sie nicht, wo sie ihn zu suchen hätten. Sie giengen eine Strecke zurück, und fanden ihn nicht; zerstreuen durften sie sich nicht, um nicht einander zu verlieren, denn der dicke Nebel und die angebrochene Nacht forderten alle mögliche Vorsicht. Es blieb nichts übrig, als dem Verlorenen zu rufen; obgleich auch das gefährlich war, denn es hätte durch die Erschütterung der Luft leicht ein Schneesturz veranlaßt werden können. Aber Theodor konnte ihr Rufen nicht hören, denn er lag bewußtlos in der Tiefe auf einem Haufen



Schnee. Als er wieder zu sich selber kam, war es ganz Nacht; der Nebel aber war vergangen, und der Mond leuchtete hell. Er besann sich einen Augenblick, wie er hieher gekommen, und dann brach ihm der heiße Angstschweiß aus, weil er dachte, es könne nicht anders seyn, als daß durch einen so tiefen Fall alle seine Glieder zerbrochen seyen. Aus Furcht, dieß zur klaren Gewißheit zu bringen, wagte er es einige Zeit lang nicht, sich zu bewegen; endlich aber, als er keine besonderen Schmerzen empfand, versuchte er aufzustehen, und siehe da! er fand, daß er ganz unbeschädigt sey, und auch nicht die geringste Verletzung erlitten habe. Nur waren seine Glieder durch das Liegen auf dem kalten Schnee, während er sich vorher sehr warm gegangen hatte, in Erstarrung gerathen, und er sah sich genöthigt, durch schnelles Hin- und Hergehen sein Blut wieder in Bewegung zu bringen.

Damit brachte er den übrigen Theil der Nacht zu, und suchte zugleich, natürlich mit der nöthigen Vorsicht, einen Ausgang aus der Schlucht zu finden.

Indessen hatten die übrigen Reisenden auf der Höhe des Berges eine schlaflose und ängstliche Nacht zugebracht: denn sie waren äußerst besorgt um Theodor's Schicksal, und sahen sich doch außer Stande, etwas zu seiner Rettung zu thun. Sobald die Morgenröthe anbrach, eilten sie, unbekümmert um den schönen Sonnenaufgang, um dessen willen sie den Berg bestiegen, wieder hinab an die Stelle, wo sie den Verlorenen zum letzten Mal gesehen hatten, und sahen nun an den Spuren im Schnee, daß er hier in die Tiefe gefahren seyn müsse. Auf einem Umweg kamen sie an die Stelle, wo Theodor gelegen war, der sich aber schon längst entfernt hatte. Sie fanden seine Pflanzenbüchse und seine Feld-

flasche, und waren ganz erstaunt, ihn selbst nicht zu finden: denn es war ihnen unbegreiflich, wie er von einer solchen Höhe herabgefallen, und doch am Leben geblieben seyn könne. Nachdem sie ihn in der nächsten Umgegend vergeblich gesucht hatten, schickten sie ihren Führer in's Dorf hinter, und ließen noch mehrere Männer holen, und Lebensmittel für den ganzen Tag. Dann wollten sie gemeinschaftlich so lange nachforschen, bis sie den Vermissten gefunden haben würden.

Theodor sah sich, als es Tag wurde, auf einem Eisfeld, das gerade so aussah, wie wenn ein stürmisches wogendes Meer auf einmal zu Eis erstarrte. Rings herum war ihm durch hochragende Schneeberge und Eisblöcke die Aussicht in die lebende Welt verschlossen, und er wußte nicht, welche Richtung er zu nehmen habe, um wieder in dieselbe zu gelangen. Dessen

erinnerte er sich wohl, daß sie vom Dorfe aus östlich gegangen waren; aber seitdem hatte sich sein Weg so oft gekrümmt, daß er unmbglich auffindig machen konnte, nach welcher Seite hin dasselbe liege. Es blieb ihm also nichts übrig, als auf's Gerathewohl fortzugehen, bis sich ein Weg in's Thal hinabzeigen würde. So stieg er denn über Höhen und durch Thäler von Schnee und Eis, zwischen welchen hier und da einzelne Felsblöcke hingestreut waren, oft mit großer Gefahr, hinauf und hinab, hinüber und herüber, und fand überall nur jähschüssige Bergklüfte, oder himmelan steigende Eiswände; sank oft ermattet nieder, raffte sich aber immer wieder auf, und setzte seinen beschwerlichen Weg über die meilenlangen Gletscher, wo auch nicht ein fußbreites Pfädchen zu finden ist, weiter fort. Zum Glück hatte er seinen sechs Fuß langen Bergstock mit der scharfen Spitze und

dem Gemsenhorn noch gerettet, und der leistete ihm jetzt gute Dienste. Als aber nun die Sonne im Mittag stand, und so heiß herabbrannte, da gieng die Noth erst recht an. Hunger und Durst wurden immer heftiger, und das Schnee-Essen wollte weder den einen noch den andern stillen. „Wie, wenn ich nun keinen Weg fände, und müßte noch einmal eine Nacht hier oben zubringen! Wenn ich vor Hunger sterben müßte, oder vor Durst verschmachten!“ — Von diesem Gedanken wurde der arme Jüngling so ergriffen und erschüttert, daß er auf ein Felsstück niedersank, und in einen Strom von heißen Thränen ausbrach. Jetzt auf einmal fiel's ihm schwer auf's Herz, daß er schon so lange nicht mehr gebetet habe, und es kam ihm sogar der Gedanke, Gott habe ihn zur Strafe für seine Entfremdung von Ihm in diese Noth kommen lassen. „Aber wie!“ — fuhr

die Stimme seines Gewissens fort: Strafe? das kann nicht seyn! Hat denn Gott nicht ein Guadenwunder an dir gethan? Wenn Er dich hätte strafen wollen, so hätte Er dich an einem Fels zerschellen, und plöglich sterben lassen; aber Er hat dir ja wunderbar bey dem tiefen Fall das Leben erhalten. Und siehe, du hast Ihm nicht einmal dafür gedankt!

„Nun soll's aber auch nicht länger aufgeschoben werden!“ sagte Theodor zu sich selbst, und fiel mitten im kalten Schneefeld auf die Kniee nieder. Hier schüttete er sein Herz recht vor Gott aus, bekannte seine strafbare Saumseligkeit, flehte um Verzeihung und um Errettung aus seiner jetzigen bedrängten Lage. Mitten im Gebet fiel ihm plöglich das Bild wieder ein, das er auf der Antonientafel in Deinach gesehen, und das damals ihn unter allen den Bildern am meisten angesprochen hatte, das

Bild des Propheten Elia, wie er unter dem Wachholderstrauch in der Wüste liegt, und von dem Engel mit Speise und Trank versehen wird. „Ach!“ — rief Theodor aus — „wer hätte das damals gedacht, daß ich einmal auch so hilflos in einer Wüste liegen würde! Aber wo ist hier ein Engel, der mir Speise und Trank brächte! O Gott! hast du denn bloß damals Engel zum Dienst der Menschen ausgesandt, oder geschieht es auch noch jetzt? Ach, wenn das ist, so sende mir auch einen, wie dem Elias, und laß mich nicht verschmachten!“ Er betete noch lange so fort, und stand endlich getrübt wieder auf, um sein Suchen nach einem Ausweg auf's Neue zu beginnen. Bald gerieth er auf eine Ebene, die voll Steine und Felsblöcke lag. Indem er durch diese hin einen Weg suchte, immer zu Gott um Hilfe seufzend, — was meinet ihr, daß er da gefunden habe? Er

wollte seinen Augen kaum trauen; denn siehe, da lag ein Brod, und nicht weit davon eine Feldflasche mit köstlichem La Cote-Wein. Ihr könnet euch wohl denken, daß er nicht lange darüber nachsann, ob ein Reisender diese kostbaren Dinge verloren, oder ob sie ein Engel für ihn dahin gelegt habe: — das Wichtigste war ihm jetzt, daß er nun seinen Hunger und Durst stillen konnte, und das that er denn auch mit großer Freude und herzlichem Danke gegen Gott. Erst als er gesättigt war, fiel's ihm wieder ein, daß er immer noch keinen Weg in die Heimath gefunden habe; aber er hatte nun wieder neue Kraft und neuen Muth, und weil Gott Einen Theil seines Gebets erhört hatte, so schloß er daraus, Er werde auch den andern erhören. Er mußte sich aber schon dazu bequemen, noch eine Nacht auf dem Gebirge zuzubringen, und da er eine Stelle gefunden hatte, wo

ein überhängendes Felsstück Schutz gegen den Wind gewährte, so legte er sich getrost schlafen, nachdem er sich vorher der Bewahrung Dessen empfohlen hatte, dessen Auge immer wacht. Die Müdigkeit hatte ihm auf dem harten Stein ein weiches Lager gebettet; als er aufwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Theodor sprang auf, dankte Gott für die sanfte Ruhe, und gieng neugestärkt abermals an die schwere Arbeit, einen Ausweg aus dem winterlichen Irrgarten zu suchen. Nach langem Hinundherlaufen fand er endlich Fußstapfen, und indem er denselben folgte, auch einen Pfad, der ihn zuletzt wieder in das Oberrhein führte, aus dem er vor zwey Tagen ausgegangen war. Die Sonne war schon untergegangen, und eben waren die Männer zurückgekommen, die ihn auch heute wie gestern vergeblich im Gebirge gesucht hatten. Wie froh war er jetzt,

wieder unter Menschen zu seyn, und wie dankte er Gott, der ihn aus so großer Besängstigung herausgeführt hatte. Daß er keine Lust hatte, seine Bergreise weiter fortzusetzen, sondern unverzüglich zu seinen Eltern zurückkehrte, um ihnen von seinen Erfahrungen zu erzählen, werdet ihr gern glauben. Er faßte nun den festen Vorsatz, nicht wieder Gottes zu vergessen, und Ihm zeitlebens für Seine wunderbare Rettung dankbar zu bleiben; und er führte ihn auch aus, bis er auf die Universität kam. Da vergaß er wieder Alles, unterließ das Gebet, und gab sich ganz dem eiteln Streben hin, ein gelehrter und angesehener Mann zu werden. Bald darauf verlor er in wenigen Monaten Vater und Mutter. Seine Geschwister waren schon vorher gestorben. Das erweckte ihn auf's Neue aus seiner Gleichgültigkeit gegen Gott, und gegen das Heil seiner Seele; aber es währte

auch nicht lang. Späterhin verheirathete er sich, wurde ein reicher, angesehener Mann, und gerieth ganz in die Welt hinein. Die Welt achtete ihn als einen ehrbaren Bürger, als einen geschickten Arzt, und als einen Wohlthäter der Armen; gegen Gott aber war sein Herz verschlossen, und nach der Ewigkeit fragte er nicht viel. Ach, wie wird's dem armen reichen Manne noch gehen!

Am einem schönen heitern Maimorgen, bald nach Sonnenaufgang, sah man einen Reisenden die Straße ziehen, welche von dem badischen Gränzort Neuhausen über die Höhe nach Herrenberg führt. Er schien nahe an fünfzig zu seyn; sein blondes Haar fieng bereits an, grau zu werden; seine Kleider schienen auf's Reisen eingerichtet; er trug an der Seite eine lederne Jagdtasche, und in der Hand einen dicken

Reisestab, in welchem ein Regenschirm verborgen war. Er pfiß ein munteres Morgenlied, und sah fleißig hinauf zu den Lerchen, die noch schöner pfeifen konnten als er. Als er auf die Anhöhe kam, von welcher man auf den Schwarzwald hinüberblickt, und eine Reihe von kleinen Ortschaften mit zerstreuten Häusern im Schein der Morgensonne freundlich daliegen sah, da stand er still, und sah vergnügt um sich her. Eben wurde drüben in Neuhausen zur Frühmesse geläutet, und der Wanderer, der sein besseres Morgenopfer dem HErrn bereits in einem dankbaren Gebete dargebracht hatte, setzte sich, in feierliche Empfindungen der Freude und der Wehmuth versunken, an einen Rain, und schrieb folgende Verse in seine Brieftasche:

Frühmessglocken singen  
Drüben hinter'm Wald;  
Lerchenlieder klingen;  
Guckuk's Stimm' erschallt:

Frische Morgendüfte  
Tragen das Gerdn'  
Mitten durch die Lüfte  
Her zu diesen Hbh'n.

Aus dem fremden Lande  
Kam der Glockenklang,  
Redet unbekannte  
Töne der Gesang.  
Strenge Wächter stehen  
An der Gränze Wehr;  
Doch die Töne wehen  
Ungehindert her.

Süße Frühlingsklänge  
Schlagen mir an's Ohr;  
Fröhliches Gedränge  
In dem lust'gen Chor:  
Thränenmasse Blicke  
Schauen himmelwärts: —  
Träumest du von Glück,  
Du bekümmert Herz?

Nenn' es nicht ein Träumen,  
Was das Herz mir schwellt:  
Aus den sel'gen Räumen  
Jener lichten Welt

Ziel ein Strahl hernieder  
In des Pilgers Brust,  
Tönen ferne Lieder  
Von der Heimath Lust.

Wunderbares Glänzen  
Aus der Himmelswelt  
An den Frühlingskränzen,  
Auf dem Blumenfeld!  
Wenn die Maienlüfte  
Wehen durch die Nacht,  
Deffnen sich die Gräfte,  
Blüht der Farben Pracht.

Aufwärts in die Ferne  
Lockt mich das Gerdn':  
Glocken, Lerchen, Sterne,  
Alles in den Hbh'n!  
Ist's daheim so heiter,  
Ist's daheim so licht;  
Nun, so piß're weiter,  
Seele, traure nicht!

Alle deine Pfade  
In dem Pilgerlauf  
Führen dich gerade  
Zu dem Licht hinauf.

Bald in hellem Glanze  
 Strahlet deine Nacht,  
 Und am Dornenkranze  
 Rosenblüth' erwacht.

Der Reisende schob seine Briestafche wieder ein, und gieng weiter. Nach drey Stunden erreichte er Deinach, wo er einige Zeit verweilen zu wollen schien, ohne jedoch den Brunnen zu gebrauchen. Er war ein Kaufmann, auf einer Geschäftsreise begriffen, den eine besondere Unhänglichkeit an Deinach bewog, einige Tage da zuzubringen. Unter den wenigen Personen, die er bereits da antraf, war auch ein junger Maler, mit welchem der Kaufmann gleich in den ersten Tagen Bekanntschaft machte. Der Maler hatte den Auftrag, das Grabmal eines im Bade gestorbenen Schweizers für die Familie desselben zu malen, und der Kaufmann gieng jedes Mal mit ihm auf den Gottesacker, und unter-

hielt sich mit ihm, so lange er zeichnete. Aber auch der Maler trug den Keim des Todes bereits in seiner Brust, und als er das letzte Mal auf dem Kirchhof sich beschäftigte, war's ihm, als ob er an beyden Füßen in das Grab hinuntergezogen würde, auf dem er stand. Er gieng darauf nach Hause, und wie er das Gemälde fertig hatte, und den Pinsel weglegte, so kam es ihm vor, als ob ihm eine Stimme sagte: Das ist dein letzter Pinselstrich. So war es auch. Er rührte den Pinsel nicht mehr an, und der Kaufmann war noch nicht von Deinach abgereist, als er Nachricht erhielt, daß sein Freund, der junge Maler, an der Schwindsucht gestorben sey. Diese Nachricht machte tiefen Eindruck auf sein Gemüth, welches durch unglückliche Erfahrungen ohnehin sehr erschüttert war. Doch, warum soll ich's länger verschweigen! der Kaufmann war Niemand anders als unser



Freund — Benjamin, von dem wir schon lange nichts mehr gehört haben. Ihr werdet gewiß begierig sehn, zu hören, wie es ihm seither ergangen ist.

Mehrere Tage, nachdem der junge Maler abgereist war, fiel's dem Kaufmann ein, er wolle doch auch nach dem Stein sehen, auf welchem Benjamin und Theodor einst ihre Namen eingegraben hatten. Sogleich machte er sich auf den Weg; als er aber hinkam, war der Stein nicht mehr da, wo er früher gewesen, und auf den umherliegenden Steinen zeigte sich keine Spur von einem Namen. „Also auch dieses Denkmal einer untergegangenen Freundschaft verloren!“ sagte Benjamin zu sich selbst, und setzte sich traurig auf das lockere Geröll hin. Indem er so in träumende Erinnerungen an die längstverflossene Vergangenheit versunken da saß, wurde er durch den Anblick des Doktors

unterbrochen, der eben vor Mittag aus der Schweiz angekommen war, und mit dem er sich über Tisch von den Tages-Neuigkeiten unterhalten hatte. „Was suchen Sie hier, Herr Doktor?“ — fragte Benjamin. — „Ach!“ — antwortete der Doktor — „eine Kleinigkeit, die ich aber nicht finden kann. Ich war als Knabe mit meinem Vater hier, und hatte damals täglichen Umgang mit einem andern Knaben, der seine Mutter aus Dresden hieher begleitet hatte, da schrieben wir zum Andenken unsere Namen auf einen Stein“ — „Heißen Sie denn Theodor?“ — fragte der Kaufmann hastig. — „Ja“ — erwiderte der Doktor erstaunt. — „Und ich heiße Benjamin!“ — sagte der Kaufmann, — „und hier an meinem Finger ist das Herz von Rubin.“ — „O Gott! ist's möglich!“ — rief Theodor aus, — und fiel seinem Benjamin um den Hals. Doch das

läßt sich nicht beschreiben; ihr müßt euch das Beste hinzudenken, und eigentlich kann das nur der, der etwas Aehnliches erfahren hat.

Arm in Arm giengen sie nun zusammen das Thal hinauf und in den Wald hinein, an den Ort, wo sie sonst mit einander gebetet und gelesen hatten. Hier setzten sie sich auf einen alten Bemöbsten Stein, Einer so begierig wie der Andere, des Freundes bisherige Erfahrungen zu vernehmen. Theodor fieng damit an, sich gegen seinen Freund zu entschuldigen, oder vielmehr ihn um Verzeihung zu bitten, daß er ihm seine letzten Briefe nicht mehr beantwortet habe. Er gestand ihm offen, was die Ursache gewesen sey, und erzählte ihm nun seine ganze Geschichte, wie wir sie oben gehört haben, und noch viel ausführlicher. Der Schluß seiner Erzählung lautete so:

„In diesem Weltstann gieng ich dahin, oft im Innern gewarnt und beunruhigt, aber Alles wieder in den Wind schlagend, bis mir Gott meine gute Gattin von meiner Seite nahm. Nun erwachte die Stimme meines Gewissens mächtiger als je, und hielt mir die peinlichsten Erinnerungen vor. Sieh', hieß es, wie viel Gott schon an dir gethan hat, und du hast Ihm so oft Treue versprochen, und Ihm dein ganzes Herz zugesagt; aber alle Mal bist du wieder von Ihm gewichen! Sieh', so muß Er es dir machen! Wer nicht hören will, muß fühlen! Ich konnte nichts dagegen einwenden; hatte aber auch allen Muth verloren, Gott noch ein Mal um Vergebung anzurufen, und gieng ganz verzagt umher, wußte mir gar nicht zu helfen. Um die Bangigkeit los zu werden, beschloß ich, eine Erholungsreise zu machen; aber mein Gewissen gieng mit, und die

Stimme Gottes redete mir immer an's Herz. Am Charfreitag gieng ich in einer Stadt, durch welche mich die Reise führte, an einer Kirche vorbei, in welcher gerade das heilige Abendmahl gefeiert wurde. Der schöne vierstimmige Chorgesang, der von der Orgel herab tönte, zog mich an, und ich trat hinein, und stellte mich hinter einen Pfeiler, wo ich unbemerkt bleiben konnte. Der Chor auf der Orgel sang:

O in diesen Stunden,  
 Holder Menschensohn,  
 Wie hast Du empfunden  
 So viel Schmerz und Hohn!

Wie hat Dich getroffen  
 Tausendfache Noth:  
 Wunden stehen offen;  
 Kreuz ist da und Tod!

Ja, Du wolltest sterben  
 Für die Sünderwelt;  
 Gabst, sie zu erwerben,  
 Blut zum Absegelb.

Laß es auf uns fließen,  
 Herr, Dein heilig Blut!  
 Gib, es zu genießen,  
 Lust darnach und Muth!

Deines Kreuzes Segen  
 Laß uns angedeih'n,  
 Daß sich Todte regen,  
 Lebende sich freu'n!

Ich weiß nicht, war es der Inhalt des Liedes oder die Melodie, oder der Anblick der andächtigen Communikanten, oder die Erinnerung an meine frühere bessere Zeit, oder war es das Alles zusammen, was mir das Herz so schmelzte, daß ich die Thränen nicht mehr verbergen konnte, und eine dringende Begierde empfand, auch an dem heiligen Mahle Theil zu nehmen. Ich legte auch wirklich alle Rücksichten bey Seite, und schloß mich an die Reihe der Kirchenglieder an, und der Geistliche mochte mich wohl nicht abweisen, da er in den Thränen meiner Augen das Verlangen meiner Seele

lesen konnte. Ich kann dir nicht sagen, was für eine gesegnete Stunde mein Herz da feierte. Alle Angst und Bangigkeit war hinweg, lauter Jubel und Freude und Frieden, und die laute Versicherung im Innern: Alle Schuld ist dir vergeben! — Seit der Zeit habe ich selige Stunden gehabt, und ich hoffe zum Herrn, Er wird meine Seele bewahren, daß sie nimmer Ihm entfalle.“

Benj. Wie bist du aber hieher gekommen?

Theod. Weil ich hier in der Nähe vorbeikam, so wollte ich gern auch einmal wieder den Ort sehen, der mir durch so viele Erinnerungen wichtig geworden und geblieben ist. Daß ich aber so glücklich seyn würde, dich hier anzutreffen, das hätte ich nicht von ferne gedacht. Gott sey dafür gepriesen! Nun bitte ich dich aber, mir auch deine Geschichte zu erzählen.

Benj.

Benj. Laß mich's dieß Mal kurz machen. Ein anderes Mal sollst du Alles ausführlich hören. Heute bin ich zu sehr angegriffen. Als ich die Schule verlassen hatte, kam ich zu einem Kaufmann auf's Comptoir, und lernte die Handlungswissenschaft bey diesem geschickten Manne so gründlich als möglich. Nach Beendigung meiner Lehre erhielt ich eine Stelle in einem bedeutenden Hause, wo nur Wechselgeschäfte gemacht wurden. Man war in diesem Hause so zufrieden mit mir, daß ich bald eine Buchhaltersstelle mit bedeutendem Gehalt bekam. Ich konnte sogar meine Mutter, die durch Unglücksfälle sehr herabgekommen war, und ihr Landgut hatte verkaufen müssen, zuweilen unterstützen, was mich am meisten freyte. Aber weißt du noch, welches Bild auf der Antonientafel gleich so viel Eindruck auf mich machte?

Theod. Freilich, die Geschichte Benjamin's, als sich Joseph's silberner Trinkbecher in seinem Sacke fand.

Benj. Denke nur, das ist meine Geschichte. Wer hätte das damals geglaubt, als wir so unschuldig vor dem großen Gemälde standen! — Eines Morgens konnte der Kasser den Schlüssel zur Geldkasse nicht finden. Der Schlosser wird geholt, und das Schloß aufgebrochen. Mehrere tausend Thaler fehlen. „Nun war's natürlich, daß Alle, die auf dem Comptoir arbeiteten, sich eine Durchfützung gefallen lassen mußten, und sie zu ihrer Rechtfertigung sogar selbst verlangten.“ Was geschah! In meinem Koffer fand sich der Schlüssel und eine Rolle von dem Geld. Wie es blindlings gekommen, ob der Schelm es absichtlich oder aus Versehen gerade in meinen Koffer gelegt habe, weiß ich nicht. Kurz, der Verdacht mußte auf mir liegen

bleiben, bis der wahre Thäter an's Licht kam. Mein Prinzipal sagte mir: „Ich begreife nicht, wie das zugeht, da ich Sie immer als solid gekannt habe; aber Sie sehen, der Schein ist gegen Sie. Indessen will ich Sie nicht unglücklich machen, und rätbe Ihnen also, sich schnell von hier zu entfernen.“ — Ich überlegte nicht, daß ich dadurch den Schein meiner Schuld nur verstärken mußte, und gieng nach Holland. Meine Mutter grämte sich darüber zu Tod; meine Schwestern waren zwar versorgt, doch ohne etwas übrig zu haben. Ich fand in Holland wieder eine Anstellung; aber es wahrte nicht lange, so kam die Nachricht von meiner inorgeworbenen Untreue auch dahin, und ich mußte wieder fort. Nun reiste ich nach Amerika, und war dort auf mehreren Plätzen angestellt. Aber das Unglück verfolgte mich überall, und nachdem ich mich in mehreren Ländern herumgeplagt

hatte, wollte ich wieder in's Vaterland zurückkehren. In der Hoffnung, eine Stelle als Buchhalter in einem schweizerischen Handlungshaus zu finden, reiste ich den Rhein herauf, und wollte den Weg über Deinach nehmen, und da hat mich die wunderbare Hand Gottes zu dir geführt. Siehe, so hatten wir denn Beide auf unserem Lebenswege ein Aich; aber dein Aich war nicht mein Aich —

„Ja“ — unterbrach ihn Theodor — „und aus beiden hat der Herr nun ein Lachen gemacht, der Wasser in Wein, und Traurigkeit in Freude verwandelt. Denn für dein Unterkommen darfst du nun nicht mehr Sorge tragen; ich bin froh, daß ich Gelegenheit habe, einen Theil meiner alten großen Lebensschuld dir heimzuzahlen. Ich bin allein und habe keine Kinder. Du kommst zu mir, und verwaltest meine Güter, und führst meine Rechnungen, und Alles, was mein ist, das ist dein.“

Benjamin weigerte sich nicht, in dieses Anerbieten einzugehen, und wurde durch so frohe Aussichten recht munter gestimmt.

„Nun laß uns aber“ — sagte Theodor — „auch wieder in die Kirche gehen, und das Gemälde noch ein Mal ansehen, das uns Beiden einst ein Bild unserer künftigen Lebenserfahrungen vor Augen stellte.“

Sie gingen. In der Kirche sagte Benjamin: Sieh nur, jetzt ist ja nicht bloß das an mir erfüllt, daß ein fremder Becher in meinem Saß gefunden wurde, sondern ich habe wie Benjamin auch meinen Bruder Joseph wieder gefunden, und darf nun immer bei ihm bleiben.

„Ja“ — erwiederte Theodor — „und ich habe nach dem Beispiel des Elias nicht bloß irdische Speise und Trank in der Wüste gefunden, sondern auch himmlische Speise und Trank in jener Kirche, wo mir die

himmlische Gabe gereicht wurde: „Und in Kraft dieser Speise bin ich bisher fortgegangen, und werde auch künftig durch die Wüste des Lebens in Kraft derselben ziehen, bis ich Ihn sehe von Angesicht zu Angesicht.“

Gleich am folgenden Tage reisten die Freunde in die Schweiz, und lebten im Frieden Gottes bey einander. Benjamin starb nach zwey Jahren. Wenige Tage nach seinem Tode stand in einer Zeitung, der Dieb jener Geldsumme, um welcher willen Benjamin hatte flüchten müssen, sey entdeckt und in's Zuchthaus abgeführt worden.

Ob Theodor noch lebt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können; aber so viel weiß ich: Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen, und Freude dem frommen Herzen!